den Lebensgesetzen unterworfen." / **Forschungen und Fortschritte,** 14. Jahrg., Nr. 1, 1. Januar 1938. Otto Eißfeldt, **Zur Frage nach dem Ursprung unseres Alphabets.** Eißfeldt hebt die Bedeutung der Schrift von Hans Bauer über den Ursprung des Alphabets hervor, die 1937 nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht wurde. Bauer, der den entscheidenden Beitrag zur Entzifferung des keilschriftlichen Alphabets von Ras Schamra geleistet hat, weist entschieden die bisherige Theorie zurück, die die Namen der phönizischen Zeichen aus einem ursprünglichen Bildcharakter herleiten wollte. Die Entzifferungsversuche an sinaitischen und kanaanäischen Inschriften, die sich von der Bildertheorie leiten ließen, haben zu Fehlschlägen geführt. / **Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit,** 13. Jahrg., Heft 10—11, 1937. Dieses umfangreiche Doppelheft ist der vorgeschichtlichen Forschung in Schlesien gewidmet. Aus der Fülle des Inhalts seien einige Beiträge besonders hervorgehoben. / Kurt Langenheim, **Zwei Fundstücke mit kultischen Zeichen.** Ein Steinaxtbruchstück aus Kochern zeigt dreifach übereinanderstehende Bögen, ein Sinnbild, das bisher auch an einem Schalenstein von Beldorf in Schleswig-Holstein gefunden wurde und außerdem aus der Bretagne bekannt ist. Eine merkwürdige Verzierung zeigt ein bronzezeitlicher Tonbecher aus Ranchwitz. In einem Doppelbogen steht ein Zeichen, das etwa die Form einer umgekehrten Sechs hat. / Christian Pescheck, **Neue wandalische Lanzenspitze mit Heilszeichen aus Schlesien.** In einer Sandgrube nordwestlich von Kuttlau, Kreis Glogau, wurden Teile eines wandalischen Kriegergrabes gefunden. Besonders bemerkenswert ist eine Lanzenspitze mit zwei Hakenkreuzen und einem halbmondförmigen Zeichen. Es ist die bisher bedeutendste schlesische Heilslanze. Da sich Heilszeichen selten auf Waffen finden, kommt der Verfasser zu der Annahme, daß es sich um das Grab eines Führers handelt, „der das Vorrecht auf solche Zeichen hat". / Ernst Petersen, **Neue Grabungen auf dem Siling und ihre Ergebnisse.** Der Siling (Zoptenberg) ist die bedeutendste alte Kultstätte Schlesiens. „Nach dem heutigen Stande unseres Wissens darf man sich von dem Aussehen des Silinggipfels in der Frühgeschichte nunmehr wohl folgendes Bild machen. Der heute von der Kirche besetzte Hügel in der südwestlichen Ecke der Bergwiese verdankt seine Entstehung erst der Zeit, in der die Illyrier ihre Gipfelburg erbauten, und hat vielleicht schon damals ein Heiligtum getragen. Die Wandalen fanden ihn in der halben heutigen Höhe vor und wählten ihn wohl sicher zur Stätte ihres bekannten Heiligtums, in dem die göttlichen Zwillinge verehrt wurden, während ihnen die Bergwiese wohl als Versammlungsraum diente. An der gleichen Stelle erhob sich später die mittelalterliche Burg mit der von Uhtenwoldt wahrscheinlich gemachten Burgkirche, deren Überlieferung die mehrmals zerstörte, aber immer wieder neu erbaute Bergkirche von heute übernommen hat." Dr. O. Huth.

Die Bücherwaage

Georg Scherdin, **Die Verbreitung der hochdeutschen Schriftsprache in Süd-Limburg.** Beiträge zur kulturellen Entwicklungsgeschichte einer deutsch-niederländischen Grenzlandschaft. Berlin 1937. Volk und Reich Verlag. 121 S.

Scherdins Untersuchung ist eine fleißige und gewissenhafte Arbeit, die vor allem Boden, Wirtschaft, Geschichte und Sprache berücksichtigt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat die Bevölkerung des Grenzlandes Süd-Limburg starke Wandlungen durchgemacht; aus einer Bauernbevölkerung ist eine Industriebevölkerung geworden. Gleichzeitig trat eine Angleichung an die holländische Kultur und Sprache ein, was durch eine Untersuchung der Grabinschriften gezeigt wird. Die Arbeit Scherdins, die in erster Linie für die Volksgeschichte der Grenze von Bedeutung ist, vermag auch dem Volkskundler manchen wertvollen Hinweis zu geben.

Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 März Heft 3

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Das deutsche und das nordische Heldenlied

So wenige Zeugnisse wir für das schönste Erzeugnis der germanischen Reckenzeit, für das Heldenlied haben, so weit gehen die einzelnen Formen auseinander und scheinen einer einheitlichen stilistischen Erfassung zu widerstreben. Dennoch lassen sich gewisse Grundzüge der Entwicklung festlegen, die für uns mehr als bloß geschichtlichen Wert haben. Denn sie zeugen von den inneren Möglichkeiten, worauf die ganze Gattung angelegt war, von dem inneren Reichtum ihres Wesens. Hans Naumann hat schon die Vermutung ausgesprochen, daß das altgermanische Preislied, von dem wir nur aus den Berichten der Historiker wissen, noch in Kurzzeilen ohne feste Verbindung, Verzahnung und Regelung der Verse einherschritt, die aber doch, wie Heusler betont, in Strophen (oder in freien Gebinden?) zusammengefaßt waren: Lieder geschichtlichen Inhalts, auf Zeitereignisse bezogen, wie sie spät noch an nordischen Höfen gesungen wurden. An Stelle dieser frei schweifenden oder durch den Lebenslauf eines Helden (auch wohl durch das Ereignis seines Todes) zusammengehaltenen Lieder hat dann das Germanentum zur Zeit der großen Wanderungen mit ihren immer wiederkehrenden „erfüllten Augenblicken" eine ganz neue, fast unvergleichbare Art der epischen Kleindichtung hervorgebracht, die wohl hier und da an gewisse Kunstgebilde anderer Völker erinnern oder ihnen äußerlich gleich sehen mag, ihrem innersten Gehalte und ihrer eigentlichen Kunstform nach aber so weit ihnen überlegen ist, wie das Märchen nordischer Herkunft dem gesamten volksmäßig-phantastischen Erzählschatze der Menschheit um das Mittelmeerbecken. Die große Erfindung, von der wir sprechen, ist eben das germanische Heldenlied: die knappe, eindrucksvoll verdichtete Darstellung eines einzelnen, entscheidenden, und zwar im Sinne echter „Reckenethik" entscheidenden Ereignisses, an dem die heldisch-tragische Seelenhaltung des nordischen Menschen dieser Zeit, vor allem in der sicheren Führung des Dialogs, ins Auge springt. Möglich, daß auch diese Lieder anfangs in Kurzzeilen und in freien, knappen Gebinden gesprochen wurden. Mit der Zeit aber hat sich im germanischen Süden (also vor allem bei den wandernden West- und Ostgermanen) eine andere Form herausgebildet: der Vortrag in einzelnen Langversen, deren Hälfte durch Stabung verschweißt und die unter-

einander durch die abwandelnde Bezeichnung einzelner Hauptbegriffe wie durch Haken miteinander verbunden waren, so daß die Erzählung nie abriß. Wo der Vers in der Mitte ein Satzende zeigte, da sprang die Lautverbindung mit dem folgenden ein: der Stabreim. Wo dieser mit dem Versende erledigt schien, da wurde mit der „Variation" einer Vorstellung, mit der Umschreibung einer eben genannten Persönlichkeit durch eine Benennung und dergleichen eine Brücke („ein Bogen") geschlagen bis zur Mitte des nächsten Verses.

Diese ganz auf sprechenden, langsam-feierlichen Vortrag berechnete Form wurde nicht mit übernommen, als das Heldenlied an die nordischen Höfe überging. Wohl aber haben diese Lieder, besonders solche aus Franken, den Inhalt, die großen Gestalten und Motive der gotischen und der westgermanischen Heldensage nach dem germanischen Norden übertragen. Die Sänger des Nordens aber haben diesen Inhalt in ihre Strophenform gegossen. Dabei zeigte sich die hohe Kunst der nordischen Skalden in der inneren Ausgestaltung, Gliederung und Steigerung solcher Lieder, womit aus dem alten Heldenliede auch innerlich neue Schönheiten herausentwickelt wurden. In diesem Sinne vergleichen wir unser deutsches „Altes Hildebrandslied" und das „ältere Atli-Lied" der „Edda" nach Genzmers Meisterübertragung. Es wird sich zeigen, wie eine Dichtungsart, die zunächst an einen Gemeinschaftszweck gebunden war, sich allmählich zu einer reinen Kunstform entwickelte, ohne doch ihr seelisches Gepräge darüber zu verlieren.

Im Gegensatz zu dem alten Hildebrandliede, das einen einzelnen Vorgang, eigentlich nur eine „Szene", in zwei großen Bildern von innerer Gegensätzlichkeit behandelt — erst einem Rede-, dann einem Waffenkampfe —, stellt das alte Atli-Lied[1] eine wohlberechnete Szenenfolge dar, wobei innerer und äußerer Vorgang fest ineinandergreifen. Während wir am Anfang des deutschen Liedes noch keine Ahnung davon haben können, wie zuletzt die Begegnung, ja die Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn ausgehen wird (die letzte Szene, die uns fehlt, das Gericht des Vaters über den Sohn, brachte eine ganz überraschende Wendung!), steht in dem nordischen Liede das Tragische der Gjukungen von Anfang an fest; es ist den Recken bewußt, daß sie in ihren Untergang gehen und mit diesem Mute eben ihr Reckentum besiegeln. Damit fällt jede äußere Spannung weg, die das ältere Lied (entsprechend einer Grundrichtung aller erzählenden Dichtung auf das „Abenteuerliche") beherrschte. Die spätere Dichtung geht nicht auf das Was, sondern auf das Wie des Vorgangs. Und das Wie besteht eben darin, daß sich das Reckentum der Helden immer stärker und immer reiner entfaltet, immer tiefer die Seelen ergreift und von immer neuen Seiten her beleuchtet wird. Damit überwiegt die „ideale" Seite der Erzählung; das Ganze ist ein Zeugnis jener verfeinerten Kultur, welche die überlieferten Motive nicht mehr so einfach hinnehmen kann, sondern sie irgendwie deuten muß.

Daher tritt denn auch der skaldische Sänger wiederholt hervor, wo der alte „Skop" mit seinem bescheidenen „Ik gihôrta dat seggen" das Verdienst der Erzählung eigentlich andern zuschrieb und sich selbst nur als Mittler gegeben hatte. Er wußte, daß seine Hörer die Erzählung schon im rechten Geiste (in dem „idealen" Sinne des Reckentums) auffassen würden und leitete ihre Herzen nur mittelbar durch die große Klagerede des alten Hildebrand an den „waltant Got". Eben diese Verinnerlichung des Geschehens aber fällt in der jüngeren Dichtung fort. Die Könige sind — nach der belebten Eingangsszene — sehr schweigsam, und Gudrun spricht nur, um die Notlage zu erklären, um zu drohen. Die Erfüllung ihrer Drohung, die Mordtat der Mutter an den eigenen Söhnen hat in ihrer Schrecklichkeit der Dichter selbst unterstrichen: „Dem fahlen Fürsten gab die Furchtbare

[1] Nach Genzmers Vorbemerkungen (in der „Volksausgabe" seiner Übersetzung), der wir zustimmen können, ist das Lied wohl im letzten Viertel des 9. Jahrhunderts von einem Hofskalden des Königs Harald Schönhaar nach einem fränkischen Vorbilde umgedichtet worden. Daher die Vorliebe z. B. für nordische „Kenningar", wie „Zaumzerrer" für das Pferd oder „Ringvergeuder", d. h. Schatzspender für den König.

den Imbiß", um sogleich wieder die Entschuldigung der Tat hinzuzufügen: „Gehorchend der Pflicht." Da ist nichts von inneren Konflikten als Gegenstand der Darstellung. Was sich etwa an unmittelbaren Lebensgefühlen, ja an Lebenswillen, an Geschwister- und Elternliebe in den Handelnden aufbäumt, wird kaum angedeutet, es wird an den Rand der Dichtung gedrängt.

Um so kräftiger werden die eigentlichen Geschehnisse herausgearbeitet. Und doch bleibt der Dichter nicht bei einfacher Schilderung oder beim Bericht stehen; ebensowenig legt er sich auf irgendeine besondere Darbietungsform (eine epische „Grundform", etwa Bericht, Schilderung oder Gespräch) irgendwo fest, sondern wechselt den Ton und die Haltung des Erzählers dauernd. Das ist freilich schon im alten Heldenliede der Fall gewesen, wo ja reine Aussprache, Kampfgespräch und erzählte Kampfhandlung aufeinanderfolgten. Ob am Schlusse eine „Klage" oder ein „Ruhm" gestanden hat (wie das Atli-Lied mit dem bewundernden Hinweis auf die blutige Gestalt der Gudrun im grausamen Feuerschein der brennenden Burg endet), wird sich niemals ermitteln lassen. Im Grunde ist der Wechsel der Darbietungsformen rein sachlich durch den Fortgang der Erzählung selbst bedingt, deren einzelne Abschnitte auf diese Weise „untermalt" und damit zu einer Sonderwirkung erhoben werden.

Anders der jüngere, skaldische Dichter, der mit großer Freiheit seiner Handlung gegenübersteht und sie gleichsam spielend vorträgt. Ihm ist es darum zu tun, den ständig mitgehenden inneren Vorgang, vor allem aber die Verfestigung der Recken in ihrer Haltung (ihre „epische Integration") immer von neuem zu beleuchten und zugleich immer neue Wirkungen (ja „Effekte") des äußeren Vorgangs herauszuarbeiten. Er steht mit einer viel stärkeren „Entfernung" den Vorgängen gegenüber; er ist zwar innerlich an ihnen beteiligt, aber doch bei weitem nicht so unmittelbar ergriffen wie sein großer deutscher Vorgänger. Daher ist denn auch seine Darstellung bewußter, mittelbarer als die des Hildebrandliedes.

Wir sehen, wie der Deutsche sich treu an die natürliche Abfolge des Vorgangs hält; wie er jede getreulich mit der Angabe des Redners anführt und mit der Wiederholung der Formel „gimahalta" („da sprach") eher etwas einförmig wirkt; wie er den äußeren Vorgang flächenhaft-linienmäßig, in reinster Epik sich entwickeln läßt und nur mit der großen Klage eine längst von dem Heldenliede übernommene und episch gewendete lyrische Einzelform verwendet; so zwar, daß wir den „Erzähler" gleichsam immer mitreden hören, denn was Hildebrand mit „ich" ausdrückt, ist eigentlich als „er" und weniger lyrisch als betrachtend gemeint, wie es weniger der augenblicklichen Lage als dem aufgelockerten Tiefen-Grunde entquillt, der hier durch die „Rede" in den „Bericht" eingezogen wird.

Der nordische Dichter ist von vornherein darauf bedacht, den natürlichen Gang der Dinge zu unterbrechen oder aufzulockern, um jeder Szene neue Wendungen im Sinne des Abenteuers und zugleich neue Einsichten in den inneren Vorgang abzugewinnen. Daher die knappe und doch ausführliche Schilderung der „Situation" der ersten Szene: der Einladung der Könige an den Hunnenhof. Hier verwendet der Dichter ein Kunstmittel der älteren Dichtung mit bewußter Steigerung. Schon der Dichter des Hildebrandsliedes hebt die banale und rohe, bald drohende, bald höhnende, vor Beschimpfung nicht zurückscheuende Sprache des Sohnes von der bald freundlich werbenden, bald klagenden, immer aber hochgestimmten, überlegenen, schicksalbereiten Rede des Vaters ab; mit großer Kunst, doch ohne jede Berechnung wechselt er zwischen Fläche und Tiefe, zwischen punktweisen Bemerkungen auf der einen, breit ausladenden Ergüssen auf der andern Seite. Halb unbewußt empfinden wir diese Scheidung; die höhnische Kritik der Begrüßung des Vaters durch den Sohn geht nur auf den Inhalt und auf die unmittelbare Klangform seiner „lockenden" Rede (spenis mich). Anders die mittelbare und um so schärfere Gegenüberstellung im Atli-Liede. Wir vernehmen erst die „kalte Rede" des „Knefröd" (eine der ältesten „Registerbezeichnungen" in germanischer Zunge!) mit seiner breiten, widerwär-

tig-hochfahrenden Geschwätzigkeit bei der Aufzählung (der „Liste“) der angebotenen Hunnengüter. Echt höfisch antwortet Gunnar nicht unmittelbar, sondern in einer ironischen Frage an Högni, um das eigene Gut zu preisen. Der Angeredete antwortet wieder nicht wirklich, sondern vertieft die ganze Szene durch die Ausdeutung der runenhaften Botschaft der Gudrun und enthüllt damit den tragischen Hintergrund der ganzen Situation. Mit einem wahrhaft dramatischen Umschlag (mit einem großartigen heldischen „Dennoch“) erhebt sich Gunnar, nach der ganz kurzen, eindrucksvollen Schilderung der gedrückten Stimmung in der Halle zu dem jubelnden Todesruf: „Wölfe sollen das Nibelungenerbe genießen, wenn wir der Ladung nicht folgen.“ Kurz ist der Abschied mit dem bedeutungsschweren Wunsche des Högni-Sohnes: „Wo Beherztheit euch hinführt, fahret heil und klug.“ Wir wissen, daß hier kein Heil mehr zu erwarten ist!

Auf die bewegte, rasch sich verinnerlichende und vertiefende Szene folgt, mit berechneter Entspannung, ein kurzer Bericht der Fahrt bis zur Ankunft der Krieger an der Hunnenburg, dann sofort die Anrede Gudruns, die weniger eine Warnung, als eine Klage ist, daß es so kommen mußte. Auch die Antwort Gunnars („Versäumt ist's, Schwester, zu sammeln die Nibelunge“) ist weniger eine Selbstanklage als ein Schicksalswort („Es ging eben nicht anders“). So haben wir keine echte U n t e r redung, vielmehr eine B e redung der Sachlage, die vom Reckenstandpunkt aus mit ihrer tragischen Notwendigkeit gar nicht besser beleuchtet werden könnte und die den Schicksalsring nur um so fester um die Geschwister schließt.

Damit ist die Vorbereitung beendet und nun folgen größere Szenen, die wieder kunstvoll ineinander geschlungen sind. Zunächst die Teilhandlung: Ermordung der Könige, nach kurzem Kampfe. Gunnar erhält Gelegenheit zur „Gylp“-(Trotz-)Rede nach der Täuschung durch das Herz des blöden Hjalli und nach der Opferung Högnis, der in einer meisterhaft eingeschobenen Szene nicht spricht, aber lacht, als sie „ihm zum Herzen schnitten“. Breit ausladend ist der Hohn des gefesselten Gunnar, um so kürzer das Machtwort Atlis, der ihn dem Tode übergibt. Die schreckliche Szene im Schlangenhof wird dann wieder (mit wirksamer Verkürzung der Darstellung) nur von der Seite des Heldischen gesehen: wie der Gefesselte im Schlangenhofe die Harfe schlägt. Sehr wirksam eingeschlungen ist die letzte Warnung Gudruns an den König, die Mahnung an seine Eide, die natürlich ungehört verhallt und alles Folgende erklärt und rechtfertigt.

Gar nicht genug zu bewundern ist dann die Darstellung der Katastrophe mit lauter Einzelbildern, deren jedem eine Strophe gehört; wie prächtig da in ganz knappen Zügen jeweils die Bilder hervortreten mit allen Gefühlswerten, da wir in immer wechselnder Tonart das dräuende, nun unabwendbare Verhängnis heranschreiten sehen. Alles zielt jetzt auf die Rede der Gudrun hin: die Innenhandlung, zugleich der Abschluß des „idealen Zusammenhanges“: die Rache, die dem König droht, meldet sich in ihrer hohnvollen Begrüßung und dann in ihrer schauerlich-grandiosen Erklärung des furchtbaren Mahles, das sie dem Gatten bereitete. Von da ab erstarrt sie mehr und mehr. Wir sehen sie als tränenlose Mutter der getöteten Kinder, als kluge Ringspenderin und als Rächerin, deren Leidenschaft keine Grenzen kennt — die nur die Hunde vors Tor treibt, um die ganze Halle mit allen Bewohnern dem Feuertode zu weihen und selbst darin umzukommen. Die scheinbar eiskalte, doch von schaudernder Bewunderung getragene, verhaltene und doch wieder zufahrende Darstellung, in der alle menschlichen Werte nur um so stärker anklingen: wie weit steht sie ab von der fast biedern, sachlichen Darstellung, womit der Endkampf im Hildebrandsliede eingeleitet wurde! Dem deutschen Dichter der alten Zeit kam es mehr auf die wirksame Schilderung eines vollständigen und makellosen Reckenkampfes an, während der Nordländer auch noch das in der Saga so bekannte und gern behandelte Motiv des Mordbrandes ganz und gar mit der Rache der Königin beseelt und uns unmittelbar in die ungeheure Schicksalswendung hineinzieht. Robert Petsch.



Abb. 1. „Schellenrührer“, die an ledernen Gürteln schwere Glocken tragen und in eigenartigem Rhythmus springend erklingen lassen. Sie halten umwundene „Ochsenzwiesel“ in den Händen
Aufn.: Werner Köhler

Fasnacht im Werdenfelser Land

Von Werner Köhler

In den meisten Landschaften des Reiches wird man bei der Nachfrage nach dem wichtigsten Fest des Jahres die Antwort „Weihnachten!“ zu hören bekommen. Im Werdenfelser Gau dagegen, mit seinen Hauptorten Partenkirchen, Garmisch und Mittenwald, wird die Antwort unbedingt lauten: „Das wichtigste Fest ist die Fasnacht!“ Daß ich diese Fasnacht mit ihren hochinteressanten Typen überhaupt kennenlernte, habe ich freundlichen Hinweisen von Eingesessenen zu verdanken, die mir sagten: „Wenn Sie unseren Fasching nicht gesehen haben, wissen Sie überhaupt nichts von unserem Leben!“

Partenkirchen, wo ich diesen Fasching einige Male miterlebt habe, ist der merkwürdigste Ort des ganzen Gaues, dort leben in der einheimischen bäuerlichen Bevölkerung die alten Sitten am stärksten. Nur der eigenartige Brauch des Schellenrührens findet sich in Mittenwald stärker, hat aber dort mehr den Sinn eines Tanzes, während in Partenkirchen der Charakter eines „Zaubers“ (Fruchtbarkeitszauber) mehr gewahrt scheint. Übrigens ist in der Partenkirchener Bevölkerung selbst das Bewußtsein, daß diese alten überkommenen Bräuche irgendeine Bedeutung haben, kaum noch vorhanden. Man freut sich auf die Fasnacht, man macht alles gerne und zum Teil sogar leidenschaftlich mit, aber erklären könnte es niemand. Es ist halt immer so getrieben worden, deswegen macht man es ebenso, „der Vater hat's getan, der Großvater auch, wir machen es ebenso!“ Der



Abb. 2. 3 Hexen mit Butterfässern
Aufn.: Werner Köhler

Anfang des großen Festes ist der „Unsinnige oder der Schmutzige Donnerstag" (der Donnerstag vor Fasnacht). Schon am frühen Morgen laufen die Kinder zum großen Teil vermummt und angemalt herum. Ihre Verkleidungen sind die üblichen. Die Holzmasken, die das wichtigste Ausstattungsstück der Männer sind, kommen bei ihnen überhaupt nicht vor. Sie laufen zu Verwandten und Bekannten, bekommen hier und da ein Stück Kuchen geschenkt, dürfen auch mal am Bierkrug mittrinken, sonst ist nichts Besonderes an ihnen zu sehen. Die Kurverwaltung läßt sie wohl zuweilen zu irgendeinem kleinen Fest einladen und verteilt Preise für besonders hübsche Verkleidungen, aber irgendwelche Typen, die etwas anderweit nicht Vorkommendes wären, sind nicht zu finden. Wenn am Nachmittag dieses Tages die ersten vermummten Erwachsenen mit ihren Holzmasken erscheinen, ist der Spaß für die Kinder auf den Straßen vorbei, sie werden von den jungen Burschen verjagt. Es stecken nur Männer unter diesen Holzmasken, die Frauen und großen Mädchen dürfen nicht „maschkere" gehen, das ist ein ausschließliches Vorrecht der Männer. An diesem Tage, dem „unsinnigen oder schmutzigen Donnerstag"[1],

[1] Der Name „Schmutziger Donnerstag" wurde von einem Partenkirchener dahin erklärt, daß man an diesem Tage schmotziges Gebäck, Schmalzgebäck essen müsse, weil sonst die Frau Perchta einem den Bauch mit einem Pflugeisen aufreißen würde und die Wunde danach mit einer Wagenkette vernähte. Schon hier beim Erwähnen der Frau Perchta kann man erkennen, daß die Werdenfelser Fasnacht ein zeitlich verschobener Perchtenlauf ist.

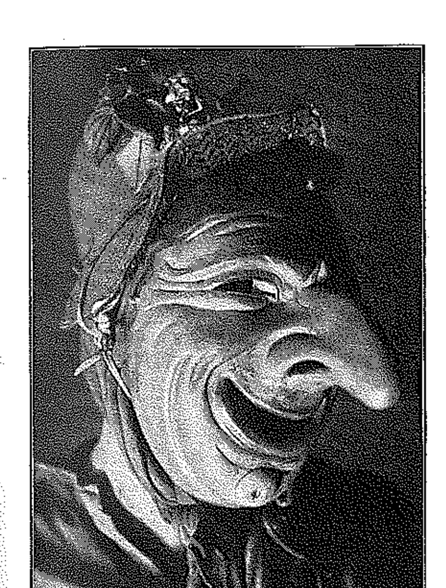


Abb. 3. Hexenmaske aus dem 18. Jahrhundert
Auf.: Werner Köhler

tauchen auch die Jagglschutzer auf, das ist eine Gesellschaft von Männern, die den Jaggl, einen ausgeputzten künstlichen Mann vor manchen Häusern auf einem Tuche in die Luft prellen. Eine genaue Erklärung dieses Brauches ist von den Ausübenden nicht zu bekommen, vielleicht ist das eine Art Rügegericht gegen zu sparsame Mitbürger, vielleicht aber ist es auch eine Art Ehrung. Das geht laut und geräuschvoll vor sich, und wird durch Besuch der Wirtschaften unterbrochen. Am wichtigsten für die meist bäuerlichen Teilnehmer ist in diesen Tagen in Partenkirchen der „Rassen", eine Wirtschaft, die zwar auch städtische Fremde aufnimmt, aber für diese Pensionsgäste ein besonderes Zimmer besitzt, während in den übrigen Räumen nur die einheimischen Bürger, teils Handwerker, teils Bauern, verkehren. Wenn es gegen Abend geht, tauchen die „Hexen" auf und fahren auf ihren Besen die Straßen hin und her. Sie haben meist wertvolle hölzerne, geschnitzte Hexenmasken mit langem spitzen Kinn vor dem Gesicht. Solch eine Maske müßte heute beim Schnitzer mindesten 200 RM. kosten; so viel Geld hat der Bauer nicht mehr übrig, darum ist die ganze Maskenschnitzerei fast eingegangen, und es war nur noch ein einziger Schnitzer in Partenkirchen übrig, der alte Meister Ehrhardt, der alle alten Bräuche noch kannte und bei den Bauernhochzeiten sozusagen als Zeremoniemeister mitwirkte. Das Maskengeheimnis wird bei der Fasnacht sehr peinlich gewahrt und selbst die besten Freunde wissen sehr häufig nicht, wer ihnen in der Holzmaske gegenüber sitzt. Die alten Familien haben oft sehr viele Masken, wohl bis zu 25 Stück, und es ist auch üblich, die Masken untereinander auszutauschen. Leider ist es früher einmal vorgekommen, daß unter dem Schutze der Holzmasken private Rache ver-

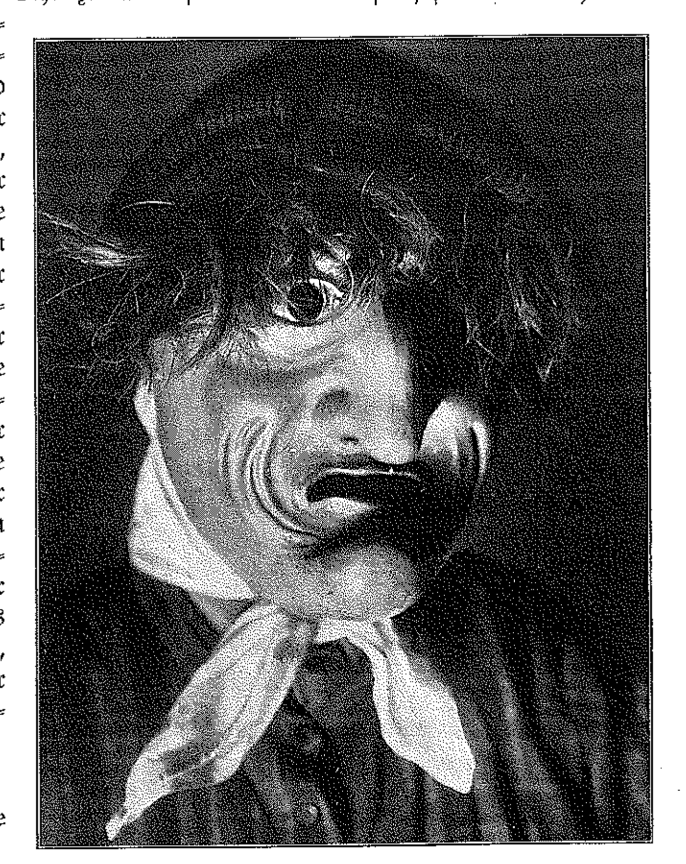


Abb. 4. Hexenmaske
Auf.: Werner Köhler

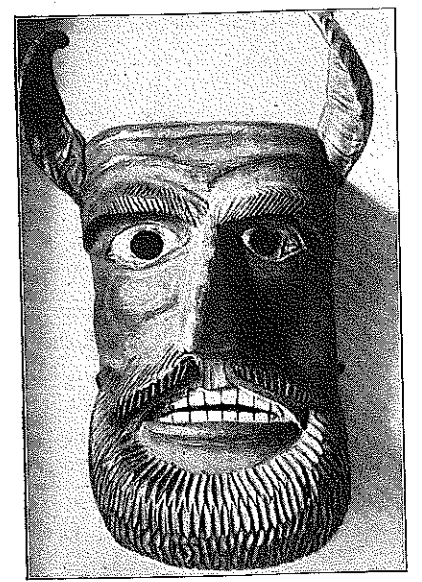


Abb. 5. Perchtenmaske aus Tirol
Aufn.: Werner Köhler

übt wurde. Da ist dann die Polizei gekommen und hat Haussuchung abgehalten. Aus Angst vor ihr hat man die Masken, die das Jahr über auf dem Hausboden aufbewahrt wurden, verbrannt. Dadurch sind eine Reihe der ältesten und wertvollsten Stücke leider verschwunden. Trotzdem gibt es noch hunderte prächtiger alter Masken. Zwischen 12 und 1 Uhr nachts verschwinden die meisten Masken von den Straßen, nur noch einzelne Gesellschaften ziehen von Wirtschaft zu Wirtschaft. Treffen sich zwei solcher maskierter Gesellschaften zufällig auf der Straße, so hört man sonderbare Töne. Sie begrüßen sich mit Kreischen, verstellten Stimmen, merkwürdigem Pfeifen und anderem sonderbaren geisterhaften Getön. Es gibt übrigens einige Maskentypen, die durch den Schnitzer schon auf solches geisterhaftes Tönen vorbereitet sind. Sie sind sämtlich mit gespitztem Munde dargestellt und müssen nach der dortigen Erklärung „olleweil pfeifen“!

Das Maskentreiben, das „Maschkeregehen“, wie man in Partenkirchen und Garmisch sagt, dauert nun bis zum Dienstagabend. Sehr stark ist es am Sonntag. Da ist am frühen Nachmittag auch ein richtiger Umzug durch den ganzen Ort. Dabei marschiert die



Abb. 6. Hexenmasken aus Partenkirchen. Vermutlich aus dem 18. Jahrhundert
Aufn.: Werner Köhler

Abb. 7. Die „Zwergl^{a}“, Erdgeistermasken aus dem Werdenfelser Land
Aufn.: Werner Köhler

Ortskapelle vorneweg, die Polizei muß die Straßen frei halten, damit es keine Unfälle gibt, Wagen sind ausgeschmückt und tragen Gruppen, die irgendwelche Ereignisse aus der Ortsgeschichte darstellen, häufig auch Verspottungen von irgendwelchen anderen Vorkommnissen des letzten Jahres. Noch jetzt, nach zwei Menschenaltern, erzählen die Einheimischen, was einst auf solchen Wagen vorgekommen ist. So lebt noch immer die Geschichte von einem Manne, der als Lohengrin auf einem hoch aufgebauten Wagen im Festzuge mitwirkte und von der Mutter seines unehelichen Kindes arg beschimpft wurde, weil er zwar dazu Geld hätte, so einen teuren Wagen auszurüsten, aber für sein Kind nicht zahlen wolle.

Der Umzug geht durch den ganzen Ort und hält schließlich in der Badgaßaue, wo zunächst ein verkleideter Polizeidiener aus einem Aktenstück alle Dummheiten, die im letzten Jahre im Orte begangen wurden, öffentlich verliest. Danach verliert man sich in die aufgebauten Bierzelte. Die verkleideten Gruppen ziehen sich zum Teil zurück, zum Teil aber gehen sie weiter in den beiden Orten herum. Da gibt es nun sehr interessante und merkwürdige Typen, z. B. einen Mann, der hat vor seinem Leibe eine Schürze, angefüllt mit Brezeln, Würsten usw. Die Würste oder Brezeln bindet er an eine Angel, pfeift sonderbar und läßt die Kinder nach den Leckerbissen an der Angel springen. Da ist eine andere Gruppe, drei verkleidete Männer mit frisch gebundenen Besen, die sie den Frauen anbieten. (Fruchtbarkeitsbilder?) Da sind die „Zwergl^{a}“, kleine Kerlchen mit prachtvollen alten Masken, die ältere Männer mit großem Barte darstellen. Sie werden von musizierenden Burschen begleitet, die Geld einsammeln für den Abend, damit sie mit den Zwergl^{a} genug zu trinken haben. Die Zwergl^{a} sind dadurch nur halbhoch, daß sie ihre großen Masken vor dem Leibe tragen, über ihrem Kopf haben sie ein Gestell aus Weidenruten, in der Höhe des Gesichtes ist eine Öffnung, die mit leicht luftdurchlässigem Gewebe ausgefüllt ist. (Diese sonderbaren Figuren sind anscheinend Personifikationen von Wachstumsgeistern.)

In einer Gastwirtschaft haben sich inzwischen die „Schellenrührer“ umgekleidet. Das sind zwei kräftige Männer; der eine ist der Vortänzer, der einen seidenbandumwickelten Ochsenzwiesel in den Händen hält und vor seinem Gefährten, dem Schellenrührer, in einem besonderen Rhythmus hertanzt. Der Schellenrührer selbst trägt auf den Hüften ein sehr dickes Lederkissen. Auf dem Kissen ruhen viele Schellen, ganz normale Glocken, wie sie das Rindvieh am Halse trägt. Das ist ein ganz gehöriges Gewicht, sicher



Abb. 8. Partenkirchener Hexenmaske aus dem 18. Jahrhundert in Werdenfelser Staatstracht
Auf.: Werner Köhler

100 Pfund. Nun tanzt der Vortänzer vor dem Schellenträger her, im gleichen Takte wirft der Schellenrührer sein Hinterteil in die Höhe, und blechern klingen die Schellen. Vor jedem Gehöft, vor jedem Hause, ja sogar vor den Hotels halten sie an und springen einige Male ihren Tanz, vor jedem Hause müssen die Schellen klingen. Das dauert den ganzen Tag, hin und wieder werden sie hereingeholt, man gibt ihnen zu trinken. Wohl fast aus jedem Hause bekommen sie auch ein Trinkgeld. Das geht bis in den sinkenden Abend, und am Abend sind die Schellenrührer natürlich todmüde; aber die bösen Mächte sind für ein neues Jahr aus allen Häusern vertrieben, und die Frucht wird auf den Äckern der Bauern reichlich wachsen. Das Schellenrühren wird in Partenkirchen und Garmisch nur von einem Paare von Haus zu Haus ausgeübt, in Mittenwald dagegen ist es ein richtiger Tanz von vielen, der durch die Hauptstraßen zieht und mehr als Vorführung wirkt. Die Partenkirchener nehmen das Schellenrühren sehr wichtig, vielleicht ist doch noch ein wenig vom alten Glauben an die gute Wirksamkeit gegen die bösen Geister da. Man erzählt in Partenkirchen, daß im vorigen Jahrhundert ein junger Bursche, der seine Militärzeit in München abdienen mußte, zur Fasnachtzeit von München nach Partenkirchen zu Fuß hinauslief, den ganzen nächsten Tag die Schellen rührte und in der Nacht vom Sonntag zum Montag wieder nach München zurücklief, so waren wenigstens die Schellen richtig in seiner Heimat gerührt worden, und das war ja wichtig und das mußte ja sein!

Noch zwei Tage geht das Maskentreiben, noch zwei Tage arbeitet man wenig und freut sich seines Lebens. Um Mitternacht fahren noch einmal die „Hexen“, die aber natürlich auch verkleidete junge Männer sind, durch die Straßen und sausen dann auf ihren Besen hinein in den „Rassen“. Dann ist für ein Jahr die Fasnacht zu Ende. Die Lebensgeister sind geweckt, und das Leben kann weitergehen!

Die sächsische Königspfalz Werla bei Goslar und ihre Ausgrabung (Schluß)

Von Dr. H. Schroller, Hannover

Für die Schaffung eines Überblickes über die Gesamtanlage waren Luftaufnahmen sowie eine sorgfältige Vermessung des Geländes notwendig. Auf Antrag genehmigte der Kommandeur der Fliegerbildschule Hildesheim, die ein militärisches Institut der Luftwaffe ist, die Anfertigung von Luftbildern im Rahmen der militärischen Ausbildung. Die Aufnahmen machte Hauptmann Stein, und zwar fertigte er Stereobilder an, die in der Weise mit einem laufenden Film ausgeführt werden, daß die zweite Aufnahme 60 Prozent der in der ersten Aufnahme erfaßten Fläche enthalten muß. Diese Aufnahmen werden im Augenabstand aufgeklebt und dann mit dem Stereoskop betrachtet. Infolge des großen Abstandes der Aufnahmen erhält man auf diese Weise übertrieben plastische Bilder, d. h. die geringsten Senken und Rücken treten sehr klar hervor, und das geübte Auge vermag eine Auswertung der Beobachtungen zu geben.

Die erste Aufnahme erfolgte wegen der eben beendeten Schneeschmelze am 18. März 1937. Die besonders große Feuchtigkeit wirkt sich hierbei günstig aus, da die Wasserführung im festen, gewachsenen und in einem ehemals ausgehobenen und loser zugefüllten oder zugeschwemmten Boden oder auch bei flach liegenden Steinfundamenten sehr verschieden ist und sich durch verschiedene Farben kennzeichnet. So kann man auf dem Luftbild schon bei einfacher Betrachtung hellere und dunklere Streifen erkennen (Abb. 7), die sich zu verschiedenen Ringen oder Abschnitten zusammenschließen. Nach Hauptmann



Abb. 6. Turmunterbau (?) mit unterirdischem Gang am Südrande von Ring 1
Auf.: von Busse



Freigegeben durch R. L. M. Nr. 3135/37, 1—2

Abb. 7. Luftaufnahme des Werlageländes vom 18. 3. 37
Aufn.: Fliegerbildschule Hildesheim

Stein bestehen die inneren vier Ringe (Abb. 8) aus Steinmauern, denen teilweise Gräben vorgelagert sind, während der äußerste Zug Nr. 5 ein einfacher Erdwall mit Außengraben ist. Der aus dem Innern von Ring 1 herausführende Weg wird als alter Zugang zur Burg angesprochen; im Luftbild kann man seinen ehemaligen weiteren Verlauf nach Norden gut erkennen, während er heute zwischen den Ringen 4—5 durch einen nach Westen führenden Verkoppelungsweg abgeschnitten ist. Dort, wo der alte Weg die Ringe schneidet, wurden von Hauptmann Stein die Tore angegeben.

Nach dieser Auswertung war die Methode der Grabung gegeben. Es galt, ein sorgfältiges Vermessungsnetz zu schaffen, das in der Landschaft fest verankert war und das in die Luftbilder übertragen werden konnte, so daß vergleichsweise Punkt für Punkt im Gelände und im Bild festgelegt werden konnten. Die Durchführung dieser Arbeit wird Prof. Harbert von der Technischen Hochschule Braunschweig verdankt, der eine Höhenschichtenkarte anfertigte und ein Netz von rund 120 Quadraten von je 50 Meter Seitenlänge anlegte, die sämtlich durch numerierte Pfähle kenntlich gemacht wurden. Dort, wo gearbeitet wurde, wurden diese Quadrate in je 25 Quadrate von 10 Meter Seitenlänge untergeteilt, so daß annähernd 3000 Quadrate zu 10 Meter vorhanden waren. Diese Quadrate gaben die Grundlage für den Katalog ab, der gleich draußen geführt wurde. In

jedem Quadrat begann die Numerierung der Kleinfunde mit 1 und ging bis x. Manches Quadrat ergab über 2000 Nummern, und in diesem Jahre wurden insgesamt gegen 25 000 Nummern geborgen, die mit Abschluß der Grabung beschriftet und im Katalog mit Angabe der Koordinaten sowie der Tiefenlage und sonstiger Fundumstände versehen vorlagen. Eine gründliche Bearbeitung dieser riesigen Fundmenge steht noch aus, es konnte bisher nur eine grobe Sichtung erfolgen.

Die Nachprüfung der Fliegerangaben erfolgte zunächst im nordwestlichen Teil des Ringes 1. Programmäßig wurde die nur in ihren Fundamenten erhaltene, 1,80 Meter starke Umfassungsmauer gefunden (Abb. 9), vor der, nur durch eine 0,80 Meter breite Berme getrennt, ein 4 Meter tiefer und 8 Meter breiter Spitzgraben lag. Nach Ausweis seiner Einschlüsse war dieser Graben schon im 12. Jahrhundert eingefüllt und mit einer jüngeren Steinmauer überbaut worden. Befestigungstechnisch sehr wesentlich war es, festzustellen, daß das durch den Grabenaushub gewonnene Erdreich in breiter Fläche hinter der Umfassungsmauer aufgeschüttet wurde. Außerdem zeigte sich, daß das gesamte Vorgelände durch Abtragen um ungefähr 1 Meter erniedrigt worden war. Bei zwei Schnitten, die weiter östlich nach dem alten Wege zu lagen, wurden Mauer und Graben in derselben Weise vorgefunden, die Berme aber verbreiterte sich auf 2,50 bzw. 3 Meter. Der

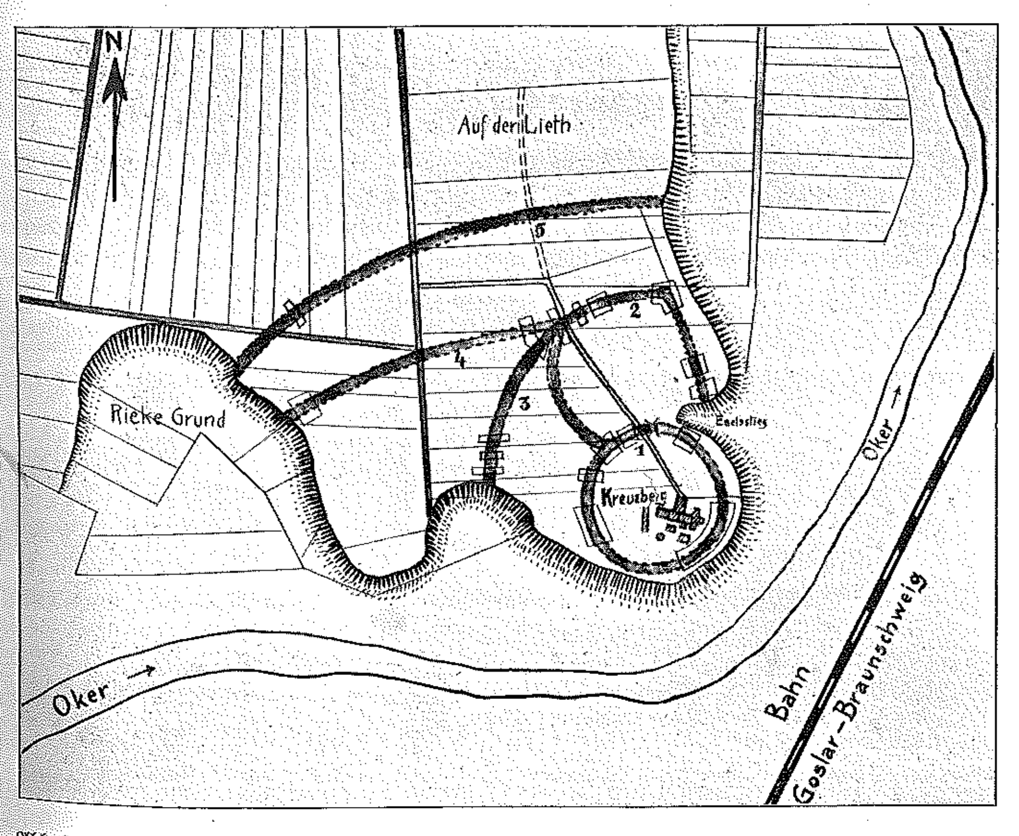


Abb. 8. Das Ergebnis der Luftaufnahme des Werlageländes auf den Katasterplan übertragen. Die Ringe 1—4 haben Steinfundamente, teilweise mit vorgelagerten Gräben, Ring 5 ist ein Erdwall mit Graben. Seine Länge beträgt über 500 Meter. Die ganze Burgfläche beläuft sich auf 100 Morgen. Aus dem Bilde ist ersichtlich, daß die sämtlichen Suchgräben und abgesteckten Flächen richtig die von den Fliegern angegebenen Züge trafen

Zweck dieser Erscheinung wurde ersichtlich, als die Untersuchung jenseits (östlich) des Weges fortgesetzt wurde. Dort kam nämlich, wie angegeben, die Toranlage zum Vorschein (Abb. 10), die aus einer 14 Meter langen, hinten engeren und vorn sich auf 5,20 Meter verbreiternden Torgasse bestand. Die Einfahrt wurde von zwei kräftigen, vorspringenden, halbrunden Steintürmen flankiert, für die die Berme so weit nach vorn ausholte. Es ergibt sich daraus, daß die Türme schon bei der ersten Planung vorgesehen waren und zur ersten Anlage gehören. Im rückwärtigen Teil der Torgasse liegen die Fundamente tiefer und sind durch eine niedrige Quermauer verbunden, die jedoch nur bis auf die Höhe der Durchfahrtsstraße reichte. Es ist anzunehmen, daß hier ein nach hinten offener Turm gestanden hat, der die Durchfahrt sperrte.

Zwischen Ring 1 und Ring 2 liegt die Senke des sogenannten Eselstieges, die den Zugang zum Wasser bildete. Ring 2 ist dem Ringe 1 nördlich vorgebaut. Er besteht auf der östlichen (Hang-) Seite und in seinem westlichen Zuge aus einer Steinmauer ohne Graben, während dem nördlichen Teile ein 4 Meter tiefer und 8 Meter breiter Spitzgraben vorgelagert ist. Von Wichtigkeit war es, daß auf seiner Sohle Keramik gefunden wurde, die der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts zugewiesen werden kann. Auch hier hatte man das beim Grabenbau freigewordene Erdreich hinter der 2 Meter starken Steinmauer aufgeschüttet, und auch hier war das Vorgelände weithin tiefergelegt. Das Verhältnis von Ring 1 zu 2 entspricht demjenigen von Hauptburg und Vorburg, wie es im nördlichen Niedersachsen und in den Niederlanden von vielen Burgen bekannt ist, deren Erbauung Heinrich I. zugewiesen wird.

Ring 3 stellte sich als eine gepflasterte Straße heraus. Ring 4 schließt im Osten an Ring 2 an, während er sich im Westen an die Senke des Riekengrundes anlehnt. Er entspricht in seiner Bauart Ring 2 und hat auch wie dieser einen breiten Graben vorgelagert, der noch nicht ganz untersucht werden konnte. Vermutlich hat er das Hörigendorf Werla eingeschlossen. Ring 5 besteht entsprechend den Fliegerangaben aus einem stark abgepflügten Erdwall, vor dem sich ein 3,60 Meter tiefer und 12 Meter breiter Sohlgraben hinzieht. Hier wurde die Grabenerde für den Bau des Walles verwendet, und auch hier ist das Vorgelände künstlich tiefer gelegt. Auf der Sohle des Grabens kam eine Scherbe des 10. Jahrhunderts zum Vorschein, die in Verbindung mit der altertümlichen Bauweise eine Zuweisung ins 10. Jahrhundert wahrscheinlich macht. Dieser Wall hat eine Länge von über 500 Meter. Mit beiden Flügeln lehnt er an den Steilabfall der Okerterrasse an und schnürt eine in die Okerniederung hineinspringende Nase an der engsten Stelle ab. Die von ihm abgeriegelte Fläche hat etwa 100 Morgen, d. h. es ist die größte Befestigungsanlage Niedersachsens.

Als Ergebnis der diesjährigen Grabung kann folgendes herausgestellt werden. Der strategisch hochwichtige Werlakopf ist schon in indogermanischer und in germanischer Zeit andauernd besiedelt gewesen. Es ist möglich, daß die Höhe bereits damals Befestigungen getragen hat, die heute noch erkennbaren Anlagen aber gehören mit großer Wahrscheinlichkeit alle in Heinrichs I. Zeit. Hierzu paßt, daß die Ringe 1 und 2 sowie das füllhornartig sich erweiternde Tor des Ringes 1 durchaus den übrigen, Heinrich I. zugeschriebenen

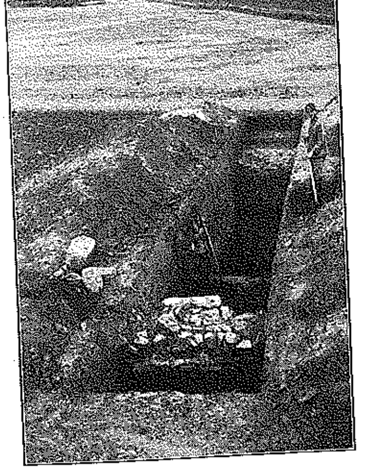


Abb. 9. Schnitt durch die Mauer und den vorgelagerten Spitzgraben von Ring 1. Der Graben ist noch nicht ganz ausgehoben
Aufn.: von Busse

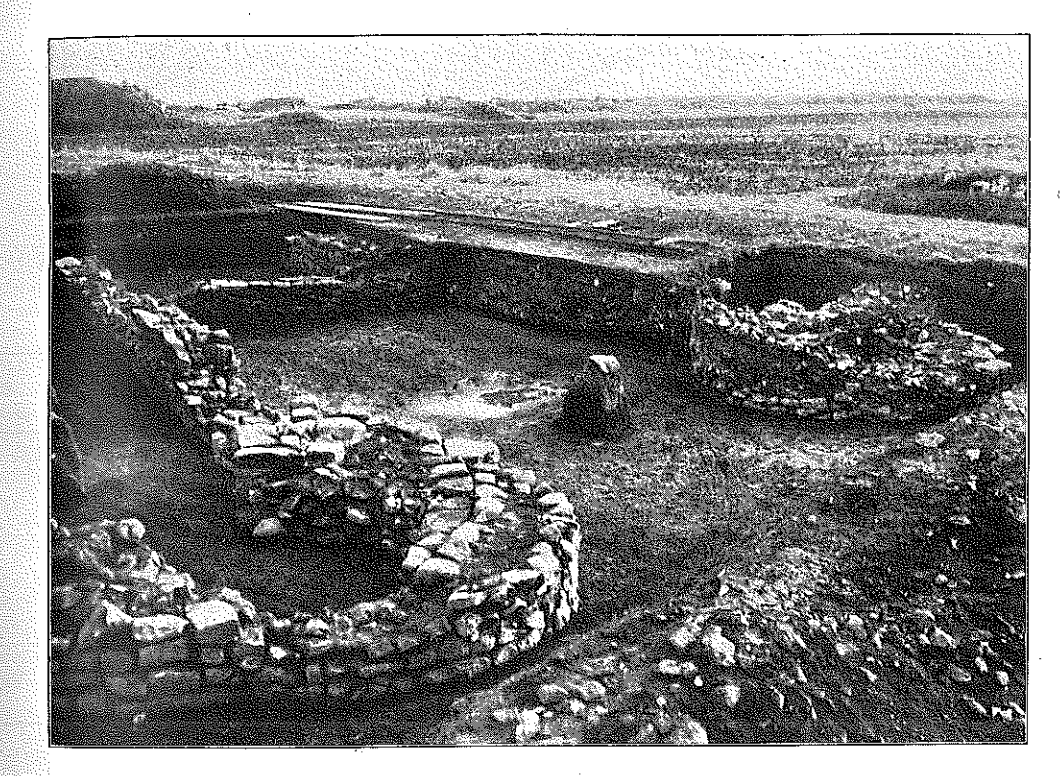


Abb. 10. Blick auf das Tor von Ring 1
Auf.: von Busse

Burgen entsprechen. Die Ringe 4 und 5 hatten jedoch eine besondere Aufgabe, und zwar dienten sie vermutlich dazu, Heinrichs Reiterheer aufzunehmen. *Die Werla bildet hiermit ein klares, in Stein übersetztes Beispiel sächsischer Baugesinnung und unterscheidet sich grundsätzlich von den fränkischen Pfalzen, die aus der römischen Bauweise heraus entwickelt sind.* Unter den übrigen Pfalzen des Harzgebietes ragt sie hervor durch die gewaltige *Heerburg* sowie als *Thingstätte* des gesamten Sachsenstammes, die sie nach der Ausweitung des sächsischen Machtbereiches geworden ist. Nicht Fliehburg war sie, sondern Sperrburg, die den Zugang nach Niedersachsen sicherte. Sie läßt die Person Heinrichs I. von einer bisher wenig gesehenen, nämlich der wehrpolitischen Seite erkennen. Auch nachdem Goslar der rechtliche Nachfolger der Werla wird, erlischt hier nicht alles Leben, sondern die Benutzung des Pfalzhügels geht weiter bis in das 15. und 16. Jahrhundert, um dann erst endgültig abzubrechen.

Der Erfolg der diesjährigen Grabung war nur möglich durch die für das Gebiet der Urgeschichte *erstmalig angewandte Methode der stereoskopischen Luftaufnahmen.* Hierdurch sowie durch die sorgfältige Vermessung des Geländes gelang es, die Suchschnitte mit solcher Genauigkeit anzusetzen, daß buchstäblich *kein Spatenstich* vergeblich getan wurde. Auf derselben Grundlage, nämlich in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe und der Vermessungskunde, soll die Weiteruntersuchung dieser einzigartigen Stätte im Jahre 1938 fortgesetzt werden. Es werden hierbei insbesondere die Bebauung der einzelnen Ringe, die Beschaffenheit der Hangbefestigung und die Frage der Tore weiter geprüft werden.

Schrifttum:

Kaufmann, Franz, Die Kaiserpfalz Werla und ihr Königsgut. Selbstverlag des Verfassers, Schladen am Harz, 1929. Gedruckt bei Josef Heinevetter, Dingelstädt (Eichsfeld).

Brandi, Karl, Die Ausgrabung der Pfalz Werla durch Regierungsbaurat Dr. K. Becker. Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, Fachgruppe II, mittlere und neuere Geschichte. Neue Folge Band I Nr. 2 (1935).

Zeitschrift des Harz-Vereins, Band LXVIII, mit Beiträgen von Große, Borchers, Grimm, Schröder, Brandi, Lüders, Kaufmann, Sieburg.

Schroller, Ein steinzeitliches Hockergrab von der Werlaburg. Die Kunde, Jahrgang 3, Nr. 4 (1935).

Redlich, Die Knochennadel von Werla. Ebenda.

Steckeweh, Werla, Pfalz und Heerburg Heinrichs I. Forschungen und Fortschritte, 13. Jahrgang, Nr. 29 (1937).



Ein isländischer Truhenstuhl aus der Kirche von Grund, der um das Jahr 1550 von Thorun, der Hausfrau auf dem Hofe von Grund, einer Tochter des Bischofs Jon Arason, angefertigt wurde. Trotz der späten Entstehungszeit zeigt er „romanische“ Form in enger Verbindung mit altnordischen Motiven.

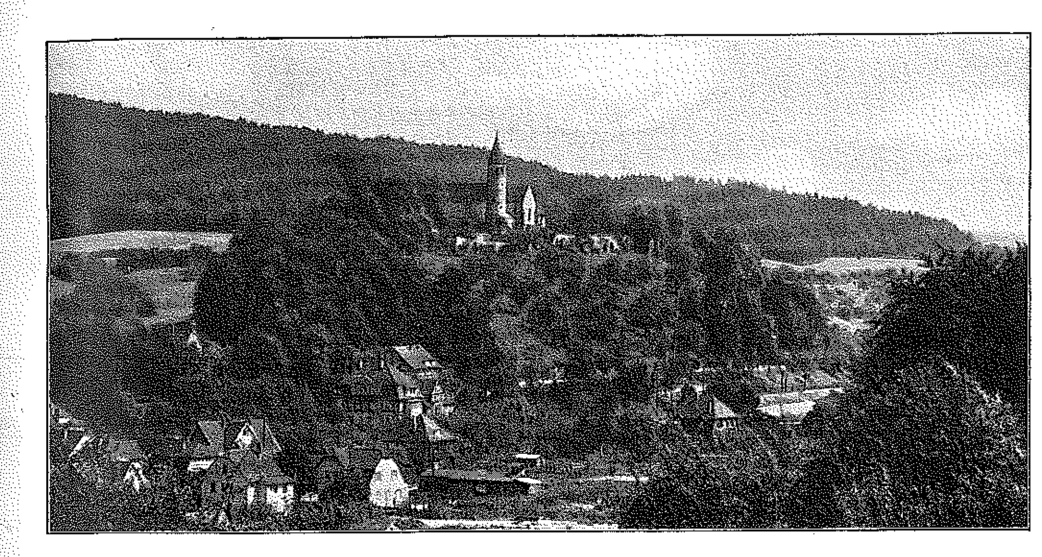


Abb. 1. Der Klosterberg zu Lorch von Westen

Sippengedanke und Überlieferung bei den ersten Hohenstaufen

Von Dr. Adolf Babel

Im folgenden soll nicht die Rede sein von der Politik und den großen Taten der Hohenstaufenkaiser. Dagegen soll darauf hingewiesen werden, daß das Geschlecht der Hohenstaufen, als uraltes Geschlecht aus der schwäbischen Landnahmezeit an der berühmten Knickstelle des Limes bei Lorch[1] ansässig, in einer artgünstigen Umwelt germanische Haltung bewahrt und gezeigt hat.

Die Absicht dieser kurzen Abhandlung wird am besten erfüllt, wenn zunächst einmal an den beiden ersten Hohenstaufen gezeigt wird, wie in ihrem Verhalten in Familiendingen diese germanische Haltung zum Ausdruck kam.

Es muß dabei gesagt werden, daß Quellen darüber wohl kaum zu finden sind, deshalb handelt es sich auch nur um einen Versuch, der zum Zweck hat, zu ermitteln, ob wir an dem Verhalten der Hohenstaufen germanische Sippen- und Glaubenszüge finden können. Wesentlich für uns ist, daß das Hereinragen einer Glaubenshaltung alter Artung in die geschichtliche Zeit aufgezeigt wird und wir somit an geschichtlichen Männern Beispiele für unsere Auffassung von germanischer Gesittung haben.

Geschichtliches

Friedrich von Büren war der unbedingte Parteigänger Heinrichs IV., dieses großen, aber glücklosen deutschen Kaisers. Ihm gab Kaiser Heinrich IV. seine Tochter Agnes zur Frau und als Morgengabe das Herzogtum Schwaben, samt der Reichssturmfahne.

Wie Friedrich von Schwaben dem Kaiser Heinrich IV., so hielten Friedrichs Söhne,

[1] Der Name Lorch wird erklärt als römischen Ursprungs mit „Laureacum“ oder „ad Lunam“. Ob im Schwäbischen Wald der Römer seine Sehnsucht nach den italischen Lorbeerhainen so sehr verspürte, daß er sein Kastell danach nannte, bleibe dahingestellt. Wie aus „ad Lunam“ Lorch wurde, erscheint rätselhaft. Es sei deshalb ein Deutungsversuch angefügt: Wir kennen viele Orte, die nach einem Wald bezeichnet sind und die Worte „Hardt“ und „Loch“ enthalten. (Murrhardt, Mainhardt usw. und Haigerloch, Schwärzloch usw.) Sollte es da nicht naheliegen, Loch-Wald auch mit Lorch gleichzusetzen, also eine deutsche Erklärung des Namens zu versuchen?

Friedrich von Schwaben und Konrad, der das Herzogtum Franken erhalten hatte, ihrem
Oheim Heinrich V. die Treue. Bei der Königswahl im Jahre 1125 war die Machtver-
teilung folgende: Die Hohenstaufen Friedrich und Konrad hatten das Übergewicht welt-
licher Macht in ihren Herzogtümern Schwaben und Franken vereinigt und durch große
Teile aus dem Erbe Heinrichs V. ergänzt. Sie erhoben Anspruch auf die Krone als nächste
Verwandte Heinrichs V. und damit als Erben der salischen Kaiser. Zu ihrer, anders als
nur materiell begründeten, Treue zum Kaiser war die Verwandtschaft getreten. Schon
beizeiten wurde ein Gegenkandidat aufgestellt: Lothar von Sachsen, der einerseits reich
genug war, als Gegenkandidat zu gelten, andererseits aber schwach genug, um ein will-
fähriges Werkzeug in der Hand seiner Wähler zu werden. Diese Eignung verschaffte
ihm auch die Hilfe Adalberts von Mainz, des geistlichen Feindes der Hohenstaufen. Er
war der Macher der Königswahl, seiner List gelang es, Lothar von Sachsen auf den
Thron zu bringen. Adalbert stand nicht allein, ihn stützte bei dieser Wahlkomödie der
römische Kardinallegat. Herzog Welf von Bayern, der Schwiegervater Friedrichs von
Schwaben, gab bei der Wahl den Ausschlag, als ihm vorgestellt wurde, daß er durch
Heirat seines Sohnes Heinrich mit Lothars Erbtochter Gertrud ohnedies wohl der Groß-
vater des nächsten Kaisers werden würde. Herzog Friedrich mußte sich der Wahl Lothars
von Sachsen fügen. Ein Geschenk des neuen Königs wies er zurück; dies zeigte, „daß
sein Gemüt nicht beruhigt sei, und er die Sache überhaupt aus einem höheren Stand-
punkt betrachte als dem des äußerliches Gewinnes" (v. Raumer).

Ein zäher Kampf um die Macht beginnt; Heinrich der Stolze, Sohn Heinrichs des Schwarzen, unterstützt seinen Schwiegervater Lothar in den Fehden gegen die Hohenstaufen, die sich mit ihrer Zurückdrängung nicht zufrieden geben wollen. Erst 1135 schlossen sie Frieden mit Lothar. Das Ergebnis war der Vorrang des Herzogtums Schwaben und die Wiederbelehnung mit der Reichssturmfahne.

Aber die Welfen sind mächtiger als die Hohenstaufen, der alte Wahlgrundsatz, nicht den Mächtigsten, sondern den Mindermächtigen zu wählen, schlägt durch. So wird Konrad 1138, nach dem Tode Lothars deutscher König. Er fand die wichtigste Stütze der Königsmacht, die Herrschaft über die Kirche, bei seinem Regierungsantritt nicht vor, er konnte sie auch während seiner Regierung nicht schaffen.

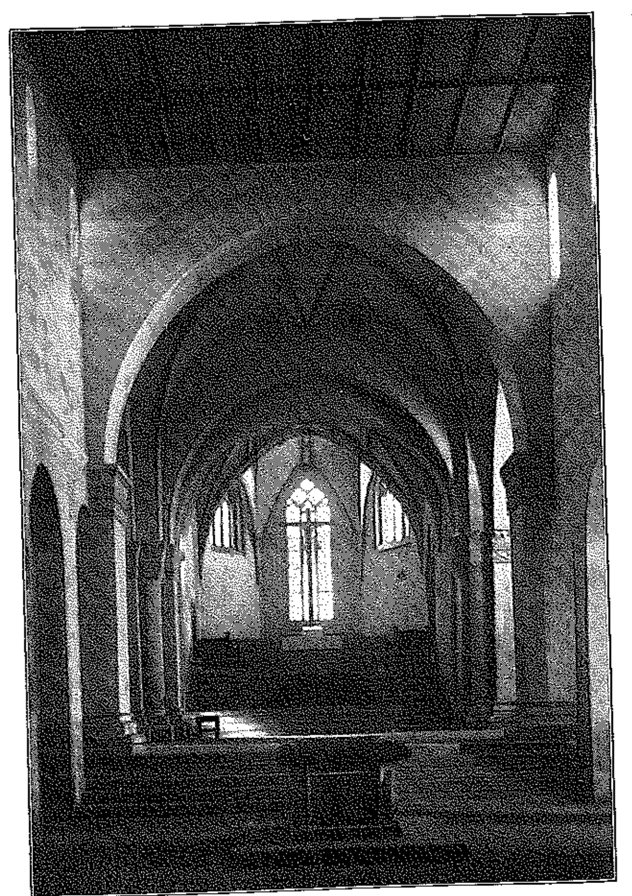


Abb. 2. Das Innere der Grablege. Im Vordergrund: Der Sarkophag Friedrichs, Herzogs von Schwaben. Drei Stufen führen von der durch eine weitere Stufe vom Schiff getrennten Vierung zur Höhe des Altars

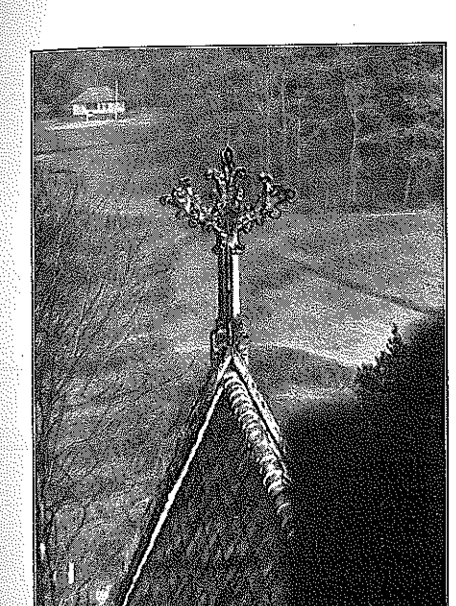


Abb. 3. Die Menschrune auf dem nördlichen Querschiff-Dach

So erscheint uns Konrad III. nur als ein Statthalter der staufischen Ansprüche. Im Kampf und in zielbewußter Kleinarbeit ist von Herzog Friedrich von Schwaben sein Sohn Friedrich erzogen; er folgt dem König Konrad nach dessen Tode 1152 nach: Friedrich der Rotbart wird König! Die Staufer sind an der Macht.

Friedrich der Rotbart stellt sein lapidares Programm auf: Das erhabene Römische Reich in alter Kraft und Würde wiederherzustellen. Oder wie es Haller ausdrückt: „Das Kaisertum als eine politische Wirklichkeit wiederaufzurichten." Friedrich I. hat dieses Programm erfüllt.

Die Haltung der Hohenstaufen außerhalb des Geschichtlichen

Drei Jahre vor seinem Tode, 1102, stiftet Friedrich, Herzog von Schwaben, auf seiner Burg Lorch die Familiengrabstätte. Er tat dies in der Form seiner Zeit, indem er ein Klösterlein dazu stiftete. Zweierlei ist daran bemerkenswert: 1. Der mit Burgen begüterte Mann — seinem Sohne sagte man nach, daß „er an seines Pferdes Schweif immer eine Burg" habe — wählte gerade Lorch. — 2. Der Mann, dessen ganzes Leben Treue gegen den Deutschen König war, hat sicher weiter geschaut, er hat den Kampf um die Kaisermacht für sein Geschlecht begonnen, er hat den Aufstieg seines Geschlechtes gewollt. In der Geburtsstunde des Geschlechtes denkt er an den Tod, weil ihm Leben und Tod nur die Wendepunkte im Kreislauf der Lebens und der Sippen sind. Er will für sein Geschlecht ein für allemal den ruhenden Pol in einer Grabstätte schaffen. Dazu wählt er unter seinen vielen Burgen nun gerade Lorch aus.

Soll man dies nun als einen Zufall hinnehmen? Der Burg- und Kloster-Berg Lorch war Wohnsitz eines schwäbischen Herzogs der Landnahmezeit, der den latinisierten Namen Marsilius getragen hat. Friedrich war Herzog von Schwaben geworden. Das Volk wußte, daß in alter Zeit schwäbische Herzöge hier gesessen hatten. Wenn Friedrich nun gerade diese Burg so auszeichnete, so konnte er damit rechnen, daß das Volk in ihm mehr als sonst möglich den wiedererstandenen rechtmäßigen schwäbischen Herzog sah. Er wollte auf diesen Vorteil nicht verzichten, denn der Stamm war gespalten in die Anhänger des früheren Herzogs Rudolf und seine eigenen. So trat er bewußt in die alte Tradition der schwäbischen Herzöge ein. Wir dürfen aber getrost annehmen, daß er diese Wahl nicht nur aus kluger Überlegung traf, sondern daß auch noch ebenso stark das Bedürfnis mitspielte, vor sich selbst durch diesen Schritt Zeugnis abzulegen für die Wiederaufnahme der alten Stammestradition.

Es war nicht das erstemal, daß solch ein Schritt im Staufischen Hause getan worden war: Friedrichs von Schwaben Vater, Friedrich von Büren, hat seinen Wohnsitz, wahrscheinlich vom Wäscherhof, auf den Hohenstaufen verlegt.

Nun ist bekannt, daß es mit den Staufen-Stufen- oder Staffelbergen eine besondere Bewandtnis hat. Wir brauchen dabei keineswegs in eine sagenhafte atlantinische Zeit zurückzugehen, sondern nur festzuhalten, daß heute noch die Staffelberge als Weihestätten aus alter Zeit gelten und die Menschen heute noch zu ihnen wallfahren (z. B.

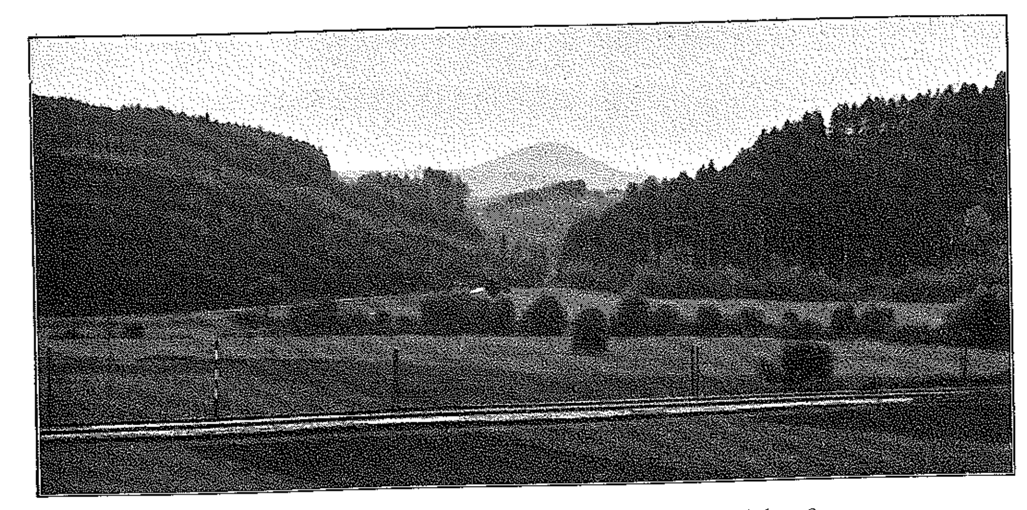


Abb. 4. Der Hohenstaufen von der Straße Lorch-Gmünd aus

Staffelberg in der Fränkischen Schweiz!). Auch der Hohenstaufen dürfte solche Heilsstätte gewesen sein. Daran mahnt nicht nur *sein* Name, sondern auch Namen seiner Umgebung: Rosenstein, Himmelreich, Teufelsklinge usw.

Einen Beweis aber liefert die leider vorläufig eingestellte Grabung auf dem Hohenstaufen selbst. Sie hat die Grundmauern der staufischen Burg in viel größerem Umfang, als man dies je wußte, z. T. freigelegt, sie hat aber auch — und *das* ist das Entscheidende — Mauerreste freigelegt, die aus einer viel früheren Zeit stammen müssen! Dadurch, daß die Grabung, anscheinend um die Baumbestände am Berg und seine Form nicht zu gefährden, abgebrochen wurde, blieb vorläufig ein Einblick in die tieferen Schichten des Gipfels verschlossen[1]. Es genügt aber schon, festzustellen, daß Friedrich von Büren eben nicht *irgendeinen* für eine feste Burg geeigneten Berg gesucht und bebaut hat; er hat einen Berg gewählt, der Tradition trug!

Beide Staufen, Vater und Sohn Friedrich, tun dasselbe: Sie errichten Burg und Grabstätte an „geweihter" Stätte.

[1] Die Grabungen werden in diesem Jahre wieder aufgenommen, so daß noch weitere Aufschlüsse zu erwarten sind.

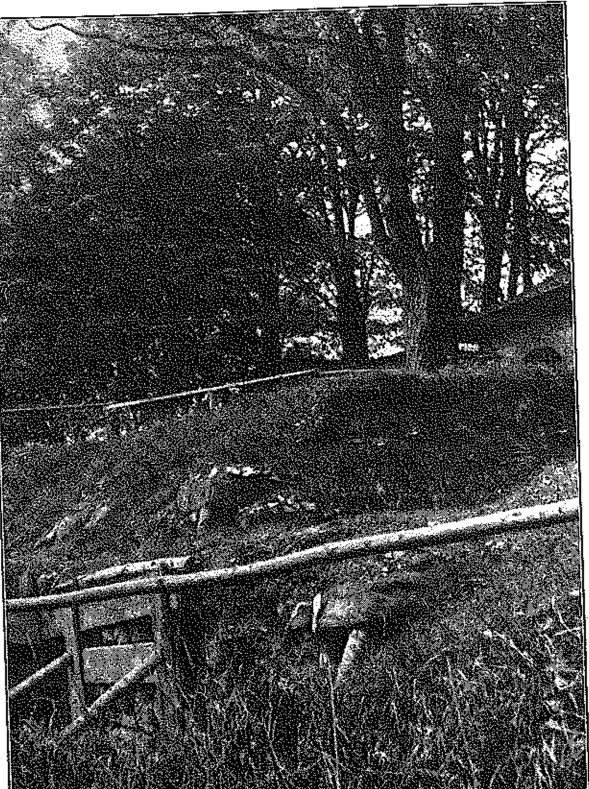
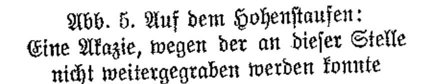


Abb. 5. Auf dem Hohenstaufen: Eine Akazie, wegen der an dieser Stelle nicht weitergegraben werden konnte



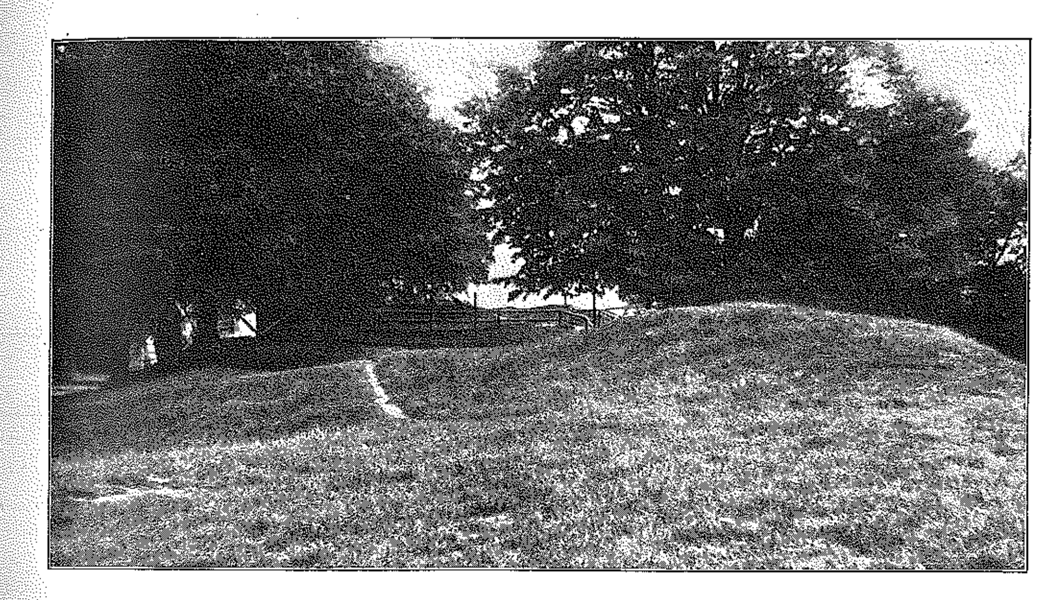


Abb. 6. Auf dem Gipfel des Hohenstaufen. Im Hintergrund die eingezäunte und abgebrochene Grabung

Man kennt diesen Vorgang auch bei anderen Bauten: Es war nie bestritten, daß die ältesten Kirchen Deutschlands über alten „heidnischen" Weihestätten errichtet wurden, die damit „gleichgeschaltet" waren. Wir dürfen ohne Zweifel annehmen, daß in einer Zeit, in der der alte Glaube noch ziemlich lebendig war, dieses Mittel nicht auf sakrale Bauten beschränkt blieb, sondern auch bei profanen Bauten in Anwendung kam. So sehr man aber dieses Mittel als eine von der Kirche geübte Praktik ansehen mag und muß, so sehr muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Kirche dieses Mittel nicht angewandt hätte, wenn sie nicht genau gewußt hätte, *wie* wirksam es war. Die Kirche hat sich den urgermanischen Sinn für Tradition zunutze gemacht und ist gut dabei gefahren.

Gerade diese Tatsache beweist aber auch, daß die beiden ersten Hohenstaufen von ähnlichen Beweggründen ausgegangen sind. Auch sie haben sich den eingewurzelten Sinn für Überlieferung, freilich zu einem anderen Zweck, zunutze gemacht.

Wir haben das Recht und die Pflicht, uns solches Vorgehen zu deuten. Da erkennen wir, daß die Festsetzung der Hohenstaufen an zwei uralten heiligen Stätten erst in zweiter Linie ein politischer Schachzug war. Zuallererst war es ein inneres Bedürfnis: Wer *so* um die Macht ringt und dabei weiß, daß die Deutsche Königsmacht wohl einmal über den Papst gesiegt hatte, aber den Kampf mit allen schlechten Vorzeichen weiterführen mußte, wer dann noch diese selbe Krone *erstrebt*, in dessen Grundhaltung sind zwei Momente bestimmend:

1. er erstrebt diese Macht nicht aus Gier und Ehrgeiz, sondern im Bewußtsein einer ihm gestellten Aufgabe.
2. Zur Erfüllung dieser Aufgabe braucht er politische Macht, aber er braucht noch mehr: er muß sich der Kräfte versichern, die ihm Tradition und alter Glaube schenken.

Für diese Auffassung haben wir keine geschriebenen Beweise. Aber wir erfahren es heute täglich neu, welche Kräfte im Volkstum und im Ahnenerbe liegen.

Die Getränke der Germanen

Von Dr. Kurt Gaertner

Jedes Volk besitzt in seiner Frühzeit naturgemäß das Getränk, welches es aus den
Erträgnissen seines Bodens zu bereiten gelernt hat. Dieser Trank war für die Germanen
das Bier oder, wie Tacitus es beschreibt, ein Getränk aus Gerste „aut frumento", wor-
unter vermutlich Weizen zu verstehen ist. Da der Weizenanbau jedoch selbst in Nordwest-
germanien verhältnismäßig selten war, kam neben der Gerste auch der Hafer zur Ver-
wendung. Sowohl die westfälische „Freckenhorster Heberolle" wie das oberdeutsche Gedicht
„vom Himmelreich" (um 1180) nennen nur Gersten- und Hafermalz. (Vgl. Hoops,
Reallexikon der germ. Altertumskunde, 1. Bd., S. 279.) Für die Beurteilung der ger-
manischen Verhältnisse ist nun besonders bemerkenswert, daß weder für „Bier" noch
„brauen", noch für „Malz" und „Würze" irgendein nichtgermanischer Ausdruck begegnet.
Dies läßt den Schluß zu, daß das als „Bier" bezeichnete Getränk von Anbeginn durch
die Germanen selbst hergestellt wurde. Die Deutung des Wortes ist umstritten; am wahr-
scheinlichsten gehört Bier (ahd. peor; agſ. beor; afrieſ. biar; anord. bjórr) über *bheriso zu
lat. fervere; „Bier" wäre daher der gegorene Trank, jedoch nicht der mit Bitterstoff ver-
gorene Gerstensaft, sondern ein mit Süßstoff bereitetes Getränk, das von den Glossatoren
vielfach mit medo, ja mit wîn zusammengebracht wird und zur Übersetzung von ydro-
mellum dient und in Deutschland auch mit „apheltranc" (Summarium Heinr.) wieder-
gegeben ist (vgl. Hoops a. a. O. S. 280); dazu stimmt die Angabe des Tacitus, wonach
das Bier ein zu einer Art schlechten Weines verarbeitetes Gebräu war. Kaiser Julian fand,
daß das germanische Bier nach Ziege roch. Dem gesüßten Biere scheint in ältester Zeit der
reine Met und der Obstwein vorgezogen worden zu sein. Das „sicera" der Vulgata (Lukas I,
15) wurde von Ulfilas durch leithu und von dem Helianddichter mit lidh, also Apfelwein
wiedergegeben; desgleichen von dem Übersetzer des Tatian und von Otfried von Weißen-
burg (mit lîd). Das ahd. alu (agſ. ealu; anord. ǫl; aſ. alo) dagegen war ein durch herbe
oder bittere Zusatzstoffe behandelter Getreidemalztrank. — In deutschen Quellen geschieht
die früheste Erwähnung von Bier in dem sogenannten Hrabanischen Glossar vom Aus-
gange des 8. Jahrhunderts mit dem Ausdruck: peorfaz (Biergefäß) — cadus. Das Wort
„afterbier" ist durch eine Urkunde von 890, und „halpbier" wie „dünnbier" sind durch
Beinamen von Personen belegt (vgl. Hoops a. a. O. S. 281). Neben dem Bier im enge-
ren, westgermanischen Sinne gab es noch das grûzbier, ndd. grûtbeer; grûz, das ursprüng-
lich Korn, Graupe, agſ. auch „feines Mehl" bedeutet, stellte ein Weizenbier dar, das mit
einem Ferment, einem Bitterstoff, versehen wurde und bereits a. 999 belegt ist. Als der-
artige Bitterstoffe dienten, bis der Hopfen sie verdrängte, Eschenblätter, Gagel und der
Sumpfporst (vgl. Hoops a. a. O., S. 282). Bei den Nordgermanen begegneten **beide**
Ausdrücke alu wie bjórr (vgl. dazu engl.: ale und beer) und damit zweifellos auch beide
Bierarten. Es scheint jedoch, als ob alu das älteste vorherrschende Getränk war, während
das beor, freilich schon in vorliterarischer Zeit, aus Deutschland eingeführt und im Norden
nachgeahmt wurde. Wenn wir in der Alvismal (Str. 34) lesen: „Ǫl heißt es bei den Menschen,
aber bei den Göttern bjórr", so geht daraus hervor, daß bjórr als das vornehmere Ge-
tränk angesehen wurde. — Neben dem einfachen „Hausbier" gab es im Norden eine Art
„Nachbier" (múngat); offensichtlich handelte es sich dabei, wie auch die Bezeichnung
norsk ǫl besagt, um eine nordische Spezialität, die wegen der zugesetzten Bitterstoffe
kumla-múngat und pors-múngat zubenannt ist. Gewiß war es jenes Dünnbier, das nur

[1] Die Herstellung von „Grut" war in Westdeutschland noch im Mittelalter üblich. Der „Grut-
meister" (Grüter = Fermentarius) bereitete es aus Gagelkraut oder Rosmarin mit Zusätzen von
Wacholderbeeren, Kirschen, Harz, Lorbeer und anderen Gewürzkräutern. (Vgl. Pennings, Gesch.
der Stadt Recklinghausen, 1. Bd., S. 189.)

als Mittel gegen den Durst getrunken wurde. Der sonstige „Haustrunk" diente zur Be-
wirtung von Gästen; er wurde etwas stärker eingebraut, wenn er als Reisevorrat mit-
genommen war (vgl. Thule 9, 69); von Thorkel heißt es (vgl. Thule 6, 204), daß er
es in Menge an Bord hatte. Das Hausbier wurde von jedem Bauern, d. h. von den
Frauen, denen das Braugeschäft meist oblag, zum Julfest oder ganz allgemein vor den
großen Opferfesten, namentlich gegen Mittwinter bereitet. Es bestand sogar ein Gesetz
in Norwegen, wonach derjenige, welcher nicht ein bestimmtes Maß Bier vor dem Julfest
braute, in Strafe genommen werden konnte, da das Gebot ergangen war, die Julzeit
so lange heilig zu halten, wie das Bier reiche.

Selbst das dünne Hausbier war jedoch nicht das alltägliche Getränk des isländischen
Bauern, sondern die Magermilch und bei ärmeren Leuten das Skyr-Wasser (Käsewasser).
Man half sich auch mit Aufgüssen über Hafergrütze oder Mehl (afr) und aufgesetztem
Beerenwasser, wozu besonders die „Krähenbeere" benutzt wurde, gegen den Durst. Quell-
wasser freilich scheinen die Germanen nicht gern getrunken zu haben. Wenn man dem
mythologischen Bericht über die Ziege Heidrun folgt, so wäre das Tafelgetränk in Wal-
hall Met gewesen (Grimnismál 25). Doch zeigt die Saga, daß man harmlose Getränke
auch den Kriegshelden zumuten durfte. König Sigurd Syr ließ seinen Mannen aus Ge-
sundheitsrücksichten einen Tag um den anderen Milch vorsetzen (Olafsſ. h. 49), ohne
befürchten zu müssen, daß sie ihm deshalb davonliefen. Das ehrwürdige Alter der Ölhita,
d. i. des Bierbrauens, wird für den Norden durch die Götterlieder der Edda besonders
unterstrichen; so durch das Thrymlied, in dem es von Thor heißt, daß er drei Tonnen
Met bei dem Thursenkönig trank; und durch das Hymirlied, in dem Thors Ostfahrt zu
Hymir geschildert wird, der als Braukessel „ein mächtiges Gefäß, ein meilentiefes" besaß.

Der Met war den Nordgermanen ebenfalls früh bekannt, jedoch besaßen die bienen-
armen nördlichen Gebiete Skandinaviens nicht den nötigen Honig zur Metbereitung, ja
nicht einmal genügend Malz. Beides mußte also eingeführt werden und kam in der
Hauptsache aus England, das in den Sagas häufig genug als glückliches Land gepriesen
wird, weil es reichlich Getreide zur Malzbereitung besitze. Die mit den westlichen Inseln
Handel treibenden norwegischen und isländischen Kaufleute nahmen deshalb als Rück-
fracht meist Mehl und Malz sowie Met und Wein mit, da sie sicher sein konnten, diese
Ladung am schnellsten und sichersten zu verkaufen. Sie galt auch den Wikingern als be-
sonders willkommene Beute. So hat Svend (vgl. Thule 19, 209) „von den Kielen auch
viel Wein geraubt und englischen Met", und Thorolf (Thule 3, 65) „nahm ein großes
Handelsschiff weg, das Männern von Vik gehörte, beladen mit Malz und Mehl". (Vgl.
dazu Fritzner, Ordbog II, 91 ff.) — Hatte man sich den notwendigen Getreidevorrat zum
Vermalzen verschafft, so braute man auch einen stärkeren Haustrank; ein solcher wird
z. B. dem Egil von dem Bauern Armod im Wermland, einer Landschaft am Wänersee,
vorgesetzt. Überhaupt scheint man in Schweden und Dänemark hinsichtlich des Brauens
in einer günstigeren Lage gewesen zu sein als im getreidearmen Norwegen. Darauf
scheint auch hinzudeuten, daß Thor den großen Braukessel auf einer Fahrt nach dem Osten
herbeischafft. Ferner wird von Frodi in Seeland berichtet (Sn. 1. Kön. Thule 14, 37),
daß er in sein mächtiges Haus ein großes Faß eingebaut hatte, „viele Ellen hoch und aus
starken Balken gefügt; das stand in einem Untergemach; darüber war ein Obergemach
und in dem Fußboden war eine Öffnung, durch welche die Flüssigkeit (zur Gärung mit
dem Honig) hinabgeschüttet werden konnte, so daß das Faß voll gebrauten Metes ward;
das war ein überaus starker Trank".

Wenn in der Frühzeit schon der Met nach Skandinavien eingeführt werden mußte, so
erst recht der Wein, der als ein so köstliches Getränk gilt, daß er von den Dichtern nur
Odin und Königen zugestanden wurde. Trotzdem scheint er schon verhältnismäßig früh
von römischen Kaufleuten, die ihn gegen Pelzwerk und Bernstein eintauschten, bis nach

dem östlichen Germanien gebracht worden zu sein; denn an der Ostseeküste haben sich Weingeräte mit römischen Fabrikstempeln gefunden. Volksgetränk aber ist der Wein, auch während des lebhaften Handelsverkehrs mit dem Westen und Deutschland, nie geworden. Wir hören nur durch die junge Sverrissaga (Cap. 103), daß deutsche Handelsschiffe einmal so viel Wein nach Bergen brachten, daß er nicht teurer als Dünnbier war.

Sehr bezeichnend für die Wertschätzung des Weines durch die Nordländer ist der Bericht über die Landung Leifs Erichssohn an der Küste des „Weinlandes" (Amerika), wo der Deutsche Tyrker (Dirk) Weingewächse entdeckte. Eines Abends nämlich findet Leif, daß Tyrker in seiner Schar fehlt; als man sich auf die Suche macht, kehrt der Deutsche zurück und wird voll Freude begrüßt. Aber „Leif merkte bald, daß sein Pflegevater (Tyrker) verstört war. Er sprach zuerst lange deutsch, und rollte mit den Augen und verzog sein Gesicht, und sie konnten nicht verstehen, was er sagte. Als eine Weile verstrichen war, sagte er auf Nordisch: ‚Ich fand Weintrauben.' ‚Ist das wahr, mein Pflegevater?' fragte Leif. ‚Gewiß ist es wahr', antwortete jener, ‚denn dort, wo ich geboren bin, mangelt es weder an Weinranken noch an Weintrauben.' Am Morgen sagte Leif zu seinen Genossen: ‚Jetzt wollen wir uns zwei Dinge vornehmen: an einem Tage wollen wir Weintrauben sammeln und am anderen Weinranken abhacken und Bäume fällen, um damit mein Schiff voll zu beladen.' ... Im Frühlinge rüsteten sie ihr Schiff und segelten fort. Leif gab dem Lande den Namen Weinland, weil Wein dort wuchs." Auch die nächsten Amerikafahrer nahmen jedesmal Schiffsladungen von Weintrauben und Weinstöcken mit nach Grönland (vgl. Thule 13, 39 ff.).



Ein Bild des Frühgermanentums in C. M. Wielands Teutschem Merkur

Von Hermann Meyer

Mit dem Erwachen des geschichtlichen Sinnes um die Wende des 18. Jahrhunderts wird auch die Frage nach der Vorzeit unseres Volkes lebendig. Den frühen Forschungsversuchen auf diesem Gebiete geben die zeitgenössischen Wochenschriften mit besonderer Anteilnahme Raum.

In C. M. Wielands Teutschem Merkur findet sich in den Jahrgängen 1773—1774 eine Darstellung der frühgermanischen Zeit, die unsere besondere Beachtung verdient dank ihrer stark aufgeschlossenen, kritischen und ihrer Zeit geradezu vorauseilenden Betrachtungsweise. Es ist die Absicht des Verfassers, den Wechsel der Besitzverhältnisse zur herrschenden Idee seiner Darstellung der altdeutschen Geschichte zu machen. Diese Fragestellung macht ihn aber nicht blind für die großen Zusammenhänge des geschichtlichen Ablaufs. In der Übernahme des römischen Erbes sieht er den entscheidenden Einschnitt in der deutschen Geschichte. Durch die Aufnahme römischen Kulturgutes ist „mit der teutschen Nation so gut als eine neue Schöpfung vorgegangen".[1]

Für die voraufgehende Frühzeit der Germanen ist der Verfasser ganz auf Cäsar und Tacitus angewiesen. Aber er nimmt ihre Angaben nicht kritiklos hin. Er erkennt auch die Widersprüche zwischen beiden Quellen und setzt sich mit ihnen auseinander. Die Fragwürdigkeit der Interpretatio Romana ist ihm schon bewußt, er weiß auch, daß Tacitus nicht aus eigener Anschauung schreibt.

Wenn auch seine eigene Geschichtsansicht von dem aufklärerischen Entwicklungsgedanken bestimmt wird, der ihn die Stufenleiter von der Wildheit über die Barbarei zur Kultur in der Geschichte der Völker mit den individuellen Entwicklungsstufen von Kindheit, Jugend und Mannesalter gleich-

[1] 1773, II, 38.

setzen läßt, so wird doch die Vorstellung vom goldenen Zeitalter des Überflusses in der Frühzeit der Völker kritisch angefochten: der primitive Mensch muß um sein Dasein schärfer kämpfen als der kultivierte. Die Gesellschaft ist auf dieser frühen Stufe nur durch Instinkt zusammengehalten. Dem Aufklärer erscheint dies als Mangel: „Sie (die Gesellschaft) beruht weder auf edlen Grundsätzen einer aufgeklärten Vernunft; noch hält sie das Privatinteresse der einzelnen Mitglieder einem gemeinen Wesen untergeordnet; noch verschafft sie eine Art von öffentlicher Glückseligkeit, wozu die Menschheit, als zu einem gewissen Grade eines ihr ganz eigenthümlichen Wohlstandes, in wohleingerichteten Staaten vermittelst einer weisen Gesetzgebung gelangen kann."[1] Der Zustand der alten Deutschen war ein Mittelding zwischen Wildheit und Kultur; es war der Zustand der „Barbarey". In diesem Zusammenhang fesselt es den heutigen Leser, daß schon zu einem so frühen Zeitpunkt der Nomadentheorie, die so lange noch das Geschichtsbild der deutschen Frühzeit unheilvoll bestimmen sollte, gründlichst widersprochen wird. Bodenständiges Bauerntum und damit eng verbunden das Eigentum des einzelnen an Land sind Kennzeichen dieses Frühzustandes. Bestimmte Grundbegriffe der Sittlichkeit und des Rechtes, der starke Zusammenhalt in Familie und Sippe, die Heiligkeit der Ehe, eine klare gesellschaftliche Rangordnung (das Vorhandensein des Adels) sind ihm eigentümlich. Endlich deutet eine Art Nationalversammlung auf einen ausgebildeten Staat hin. Freilich wird unser Verfasser Opfer sowohl der Einseitigkeit seiner Quellen, als auch seiner Weltanschauung, wenn er den Germanen eigentümliche Kulturleistungen abspricht: „Über einen eng gezogenen Kreis von Empfindungen, Bedürfnissen und roher Sinnlichkeit gingen kaum ihre Begierden hinaus. Von der ganzen erhabenen Sphäre des Schönen fehlte ihnen noch die erste Empfindung."[2]

Das Kernstück der Ausführungen bildet das Kapitel „Von dem Eigenthum der alten Deutschen". Der Verfasser wendet sich mit allem Nachdruck gegen das Schulmärchen vom Nomadentum der Germanen oder ihrem Leben allein von Jagd und Fischerei. Ein natürlicher Trieb zum Eigentum als Mittel der Lebenssicherung ist ihnen eigen. Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptnahrungsquellen. Hier wird nun die Auseinandersetzung mit den Quellenkapiteln nötig, die das Landeigentum bei den Germanen bestreiten, wie es bei Tacitus, vor allem aber bei Cäsar der Fall ist. Die Quellenkritik aber zeigt dem Verfasser, daß alle Cäsarstellen über die Verfassung der Germanen identisch sind mit denen, die über den Suevenstamm handeln. Bei den Sueven liegen besondere Verhältnisse vor, die bei einem in Krieg und Wanderung befindlichen Volke begreiflich sind. Daß Tacitus später nichts mehr von Ausnahmeverhältnissen bei den Sueven weiß, ist nur die Bestätigung dieser Erkenntnis. Die Zeitspanne, die zwischen beiden Quellen liegt, hat auch die innere Lage des Stammes wesentlich verändert. Berichte der römischen Quellen über Pachtzinsabgaben oder Landverteilung nach dem Grundsatz kriegerischer Verdienste beweisen Vorhandensein des Eigentums.

[1] 1773, II, 140/41.
[2] 1773, II, 145/46.

Die Vorstellungen freilich, die der Verfasser sich über die Wohnkultur der Germanen macht, sind wiederum nach dem aufklärerischen Dogma vom Kulturfortschritt ganz im Lichte der römischen Quellen gesehen: „Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath war bei den alten Teutschen ... meist gerade so beschaffen, als es die Nothdurft des Lebens erforderte; Industrie und Kunst hatten wenig Antheil daran; und das umso viel weniger, weil sie erst von den Römern in neuern Zeiten Kultur erhielten, und außer Rom ... der ganze Norden in roher Barbarey begraben lag."[1] Als Nahrung werden aufgezählt: Fleisch, Obst, Milch und Käse, wie „überhaupt die groben nahrhaften Speisen von ihrem Feldbau und ihrer Viehzucht". Auch die Quellenangabe über die Trunksucht der Germanen wird getreulich wiedergegeben. Wem der Reichtum späterer Grabungsfunde verborgen blieb, mußte mit römischen Augen germanische Kleidung darstellen: Die Kleidungsstücke „bestanden aus Linnen und Thierhäuten, und dienten meist zur Bedeckung der Blöße, so weit es die Schamhaftigkeit erforderte".[2] Die Häuser stellt sich der Verfasser als Blockhäuser vor. Das Gefallen, das der römische Schriftsteller an ihnen findet, ist ihm unerklärlich, da er nicht ahnt, daß es sich um farbenfreudige Fachwerkbauten handelt.

Der Verfasser hat ganz im Sinne des radikalen Entwicklungsgedankens der Aufklärung die Vorstellung einer uneingeschränkten Naturalwirtschaft der Germanen, denen Geld, Erz und Erzgewinnung gänzlich unbekannt gewesen sei.

Ein weiterer Abschnitt ist der gesellschaftlichen Schichtung des germanischen

[1] 1774, II, 93.
[2] 1774, II, 94.

Volkes gewidmet. Dem Aufklärer ist einziger Zweck des Staates und einziger Trieb zur staatlichen Gemeinschaft das Sicherheitsstreben des einzelnen. So denkt er sich auch die germanischen Teilstaaten (Völkerschaften) aus dem Interesse der Landbesitzer entstanden. Da so in idealer Weise das Individualinteresse und das Nationalinteresse zusammenfielen, war ein lebendiger Patriotismus die Folge dieser Verfassung, die daher auch nur ein Volksheer kennt: „Dies, und der rohe kriegerische Charakter ... machte das alte Teutschland geraume Zeit gegen die römischen Legionen von Mieth-Soldaten unüberwindlich.“[1] Die Frage der Unfreien wird schon berührt, aber die vernünftige Vermutung, daß sie vielleicht blutsfremder Herkunft gewesen sein möchten, wird alsbald umgebogen durch das Dogma des Aufklärers: „Von der Natur her sind bekanntermaßen alle Menschen einander gleich. Sie haben einerley Ursprung, einerley Wesen, einerley Bedürfnisse, und alle sind einerley Gesetzen der Natur und ihres Urhebers unterworfen. Aber den ersten Stoß (zur Ungleichheit) giebt das in der Gesellschaft eingeführte Eigenthum.“[1] So erkennt der Verfasser nur den Besitz als wesentliche Grundlage der germanischen Freiheit an, während wir ihn heute eher als Folge der Zugehörigkeit zu einer rassisch gleichen Herrenschicht auffassen. Den Adel versteht der Verfasser als einen durch Verdienste erworbenen Rang. Die Erblichkeit des Adels wird freilich als Folge der Erblichkeit des Besitzes allein erklärt. Sie wird gebilligt für diese Frühzeit. Wenn aber der Blick abschließend auf die Gegenwart gelenkt wird, so erhebt sich für den politischen Kritiker seines Zeitalters die Forderung eines persönlichen Neuadels tätigen Verdienstes.

Dr. Hermann Meyer.

[1] 1774, II, 237.

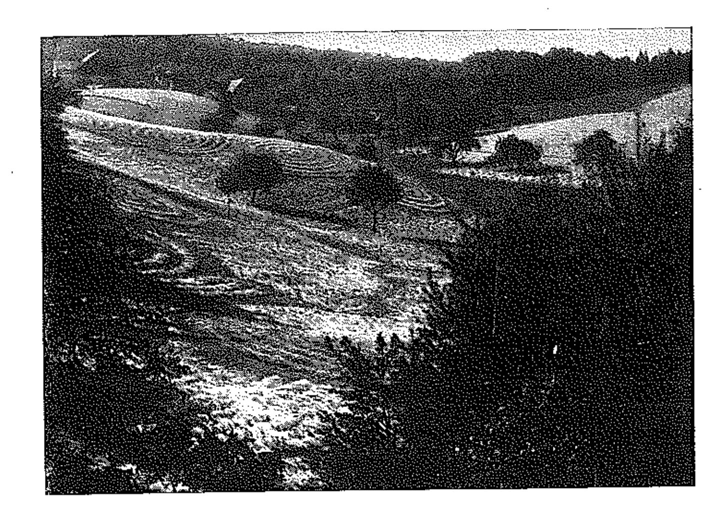
[1] ebd. 239.



Haferrad und Trojaburg. Ein sonderbarer Erntebrauch kommt heute noch vereinzelt im Odenwald vor. Da schreitet der Bauer in die Mitte seines Haferfeldes und beginnt rund zu mähen, so daß schließlich die Frucht in einer großen Spirale auf dem Acker liegt. Früher war ein derartiges Mähen noch häufiger und fand sich auch in Oberhessen und im Spessart. Auch Gras wurde manchmal in dieser Art gemäht und anderswo wenigstens das Heu in einer solchen Spirale ausgebreitet. Man nannte dies „Haferrad“ oder auch „Sechser“ mähen, ja im Spessart sagte ein alter Bauer zu Dr. H. Winter, er mähe „die Sonne heraus“. In „Volk und Scholle“ 1936, Seite 314, hat Winter zur Deutung dieses Brauches daran erinnert, daß die Spirale als Sonnenzeichen Segen bringt und zugleich Schutz vor bösen Gewalten darstellt. Diese Deutung ist nicht ganz befriedigend, denn man fragt dann mit Recht, warum nicht auch Roggen und Weizen in dieser Form gemäht werden, die doch gewiß ebensoviel Beziehungen zur Sonne und ihrem Segen haben.

Nun läßt sich allerdings für den Hafer ein praktischer Grund anführen. Er wuchs früher so niedrig, daß er wie Gras umfiel, also von e i n e m Manne geschnitten werden konnte, ohne daß eine zweite Person nötig war, die das Gemähte in Reihen legte. Fing man nun in der Mitte an und mähte spiralig, dann ging die Arbeit ohne Unterbrechung vor sich, ja es konnten mehrere hintereinander mähen, ohne sich gegenseitig zu stören.

Scheint so die ganze Art praktisch erklärbar, so gibt es bei dem Brauch doch noch einen Zug, der zu einer anderen Deutung hinleitet. Die in der Mitte der Spirale stehende Garbe hieß nämlich früher in einer Anzahl von Odenwaldorten das „Hafermännchen“ oder der „Hafermann“. Dieses Hafermännchen blieb auf dem Felde stehen und wurde zum Schluß verbrannt oder in den Erntekranz gebunden. Leider ist die Art und das Aussehen dieser Garbe trotz eingehender Erkundung an Ort und Stelle heute nicht mehr richtig feststellbar; doch ist sie alten Leuten noch bekannt, und die Erinnerung lebt noch, daß sie irgendwie in der Art einer Puppe gestaltet war; darauf deutet auch der Name „Bobb“ hin, den das Mittelbüschel im Haferrad heute noch in Steinau (Odenwald) hat. Unser Hafer-



Aufn.: Dr. Winter, Landschaftsbund Volkstum und Heimat, Darmstadt

mann gehört also zu den weitverbreiteten Darstellungen des Korngeistes im Ernteschlußbrauch, von denen der „Oswald“ der bekannteste ist. In Niederhessen kennt man — ohne daß hier wie in allen folgenden Berichten das Spiralmähen genannt wird — eine Ausgestaltung eines Büschels mit einem Querarme und Blumen. Diese Gestalt, das Männchen oder Hänselmännchen, wird von den Schnittern umtanzt.

In Hessen ist der Name Hafermann auch für den Korngeist üblich, der die Kinder holt. Auch die letzte Garbe heißt manchmal Habermann. Ein wirklicher Mensch, derjenige, welcher das letzte Gebund hatte, wird bei Merseburg mit Haferähren umbunden und als „Hafermann“ ausgerufen und umtanzt. Auch sonst kommen „Haferbräutigam und Haferbraut“ im Ernteschlußbrauch vor. Daß der Hafer so stark hervortritt, erklärt sich daraus, daß er die letzte Frucht ist, mit deren Mahd die Ernte schließt. Nun wird auch verständlich, warum bei Roggen und Weizen ein solches Radmähen nicht üblich ist. Beide werden ja viel früher geschnitten, und wenn die Spirale und der Korngeist innere Beziehung zum Ernteschluß haben, dann sind sie nur beim Hafer sinnvoll.

Bei fast allen Berichten solcher Erntebräuche wird von einem Umtanzen der Mittelgestalt erzählt, auch schon im 16. Jahrhundert, wo die Garbe „Wode“ heißt. Ohne Zweifel haben diese Rundtänze kultische Bedeutung. Nun sind als solche Tänze öfter Schnecken- oder Spiraltänze belegt, insbesondere in Verbindung mit den sogenannten Trojaburgen, die manchmal aus Rasenstücken gelegt werden. (Siehe Germanien 1937, Seite 315.) Auch das mittelalterliche Wort „wurmlage“, ein Raum für gesellschaftliche Vergnügungen, deutet auf einen spiralartigen Mosaikfußboden, und die Spiralhickel unserer Kinder führen den Brauch bis in unsere Gegenwart fort. Es ist also die Vermutung naheliegend, daß die Haferspirale ursprünglich eine solche kultische Tanzbahn darstellte, die beim Ernteschluß den Erntegeist umkreiste und von den Schnittern durchtanzt wurde. Sehr wünschenswert wäre es nun, zu erfahren, wo solche Spiraltänze als Erntetänze üblich sind oder waren, und ob in anderen Gebieten ähnliche Haferräder bekannt sind. Dann könnte das Rätsel, das uns dieser seltsame Brauch aufgibt, seine endgültige Lösung finden.

Friedrich Mößinger.

Ein Nachklang germanischer Roßverehrung? Im Staatlichen Museum für Deutsche Volkskunde, Berlin, Schloß Bellevue, befindet sich ein Pferdeschädel, der Anfang Januar des Jahres 1902 von Herrn Amtsrichter und Rittmeister a. D. Dr. jur. F. K. Devens in Düsseldorf auf dem Umweg über das Berliner Völkerkundemuseum als Geschenk überwiesen wurde. Dieser Schädel war — so lautet eine darauf bezügliche Mitteilung — „als Talisman aufbewahrt gewesen“. Weil besonders das Pferd den Germanen als heiliges Tier galt[1] und auch deshalb in enger Beziehung zu ihrem obersten Gotte Wodan stand[2], das Brauchtum

[1] Tacitus, „Germania“, Kap. 10; Teudt, „Germanische Heiligtümer“, 4. Aufl. S. 163 ff.

[2] Vgl. etwa „Germanien“ 1934, S. 17; über Pferdeopfer und den Ortsnamen „Roßhaupten“, vgl. E. Jung, „Die südgermanischen Bestandteile der Edda“ in: „II. Nordisches Thing“, Bremen 1934, S. 152.

des Roßschädel-„Talismanes“[1] also wohl höchstwahrscheinlich mit germanischen Anschauungen in unmittelbarer Verbindung steht, veröffentlichen wir (mit freundlicher Erlaubnis von Herrn Museumsdirektor Prof. Konrad Hahm) zwei auf den genannten Schädel bezügliche Schriftstücke aus den Akten des Volkskundemuseums. Sie geben zugleich einen netten Einblick in die zwar sehr gut gemeinte, aber doch etwas kuriositätenjägerisch anmutende und noch nicht ernsthaft weltanschaulich verankerte germanenkundlich-volkskundliche Laienforschung um die Jahrhundertwende.

Das erste Schriftstück, überschrieben: „Fortsetzung der Broschüre über die holzgeschnitzten Pferdeköpfe“[2] lautet:

„Daß die altheidnische Verehrung von Roßschädeln noch heute nicht ganz verschwunden ist, zeigt das Ergebnis einer von mir im Frühjahr unternommenen Forschungsreise.

Schon vor längerer Zeit verlautete aus dem Bergischen an der Wupper, daß in dortiger Gegend noch Roßschädel als Talismane aufbewahrt würden. Als diese Mitteilungen immer bestimmter auftraten, als man mir gar die Bauernhöfe und die lebenden Verehrer des altheidnischen Zeichens nannte, begab ich mich im Frühjahr 1899 mit meinem Mitarbeiter, Herrn Lehrer Emil Hammelrath, an Ort und Stelle.

Die Spuren wiesen nach Hückeswagen im Kreise Lennep des Regierungsbezirks Düsseldorf, jenem Wuppergebiete, dessen Bewohner von jeher Hang und Neigung zu Sonder- und Sektenglauben verraten haben.

Offenbar war das Mysterium von reiselustigen Forschern bisher noch nicht ergründet, denn niemand war auf die Frage, ob noch heute Unheil und Seuche scheuchende Roßschädel in den Dachfirsten verborgengehalten würden, vorbereitet. Es wurde zwar zugegeben, daß der Schädel-Aberglauben noch zu Väterzeiten allgemein gehegt worden sei, jetzt aber wollten manche nichts mehr davon wissen, weil sie anfingen, sich des Aberglaubens zu schämen.

Andere hingen der alten Sitte noch gläubig an, blieben aber unseren Fragen und Nachforschungen gegenüber verschlossen. Einzelne leugneten ab, ja es fehlte auch nicht an solchen, die den alten Brauch als wirklich geübt bestätigten, ihn aber verspotteten.

Zum Teil soll es sich auch um Kuh- oder Kalbsschädel gehandelt haben, die ebenso wie Sleipnirs geheiligtes Haupt von den Voreltern als frucht- und schutzbringend verehrt und zur Abwendung von allerhand Seuchen unter den Dächern aufbewahrt worden seien.

Bezeichnend für den Widerstreit im heutigen Geschlechte ist folgende Szene:

Gastwirt Drosten zu Born führt uns in das Haus des Landwirts Schwabe zu Born. Wir betreten die Küche, forschen bei der arglosen Tochter des Hauses sorgfältig nach dem Roßschädel, und finden bald bestätigt, daß der altgermanische Talisman in diesem Hause noch geheimgehalten wurde.

Nicht lange, und des Hauses ehemaliger Schatz liegt vor uns.

Vom Olymp des Dachfirstes ist er vor nicht langer Zeit in den Tartarus des Kellers verbannt worden, und in diesem Kerker hat er einen feuchten mahagoniartigen Überzug angenommen. Um das ehrwürdige Wahrzeichen längst vergangener Tage sammeln sich des Hauses dienstbare Geister, ein Viehhändler tritt herzu, und so steht dort eine Gruppe, die den Schädel mit widersprechenden Gefühlen betrachtet: Ehrfurcht, Bangigkeit sucht bei Verschmitztheit und Berechnung Rat und Hilfe gegenüber dem Verlangen des begehrenden Forschereifers. Wir bieten eine Mark und — übereilt und unvorsichtig — nimmt die fünfzehnjährige Tochter das Kaufgeld in Empfang. Als wir aber einige alte Zeitungen oder einen Sack begehren, um Sleipnirs Haupt der Knochenmühle zu entreißen und im Landauer zu bergen, werden noch andere Mitglieder der Sippe herbeigerufen, deren einer Teil sich zurückzieht und Familienrat pflegt. Abermals erscheint unser jugendlicher Schutzgeist mit der freimütigen Erklärung, die Mutter habe die Entführung des Roßhauptes erlaubt. Die nötige „Emballage“ ist aber nicht zu erlangen, ein Beweis, daß die Meinungen im Familienrat sich noch nicht geklärt. Nicht lange, und es erscheint der Schwiegersohn und eröffnet mit bauernschlauer Miene, daß des Hauses Heiligtum in Abwesenheit des Hausvaters den fremden Gästen nicht verabfolgt werden dürfe.

Leider genehmigen wir diesen einseitigen Rücktritt vom Vertrage, machen uns aber bald Vorwürfe, unsere profanen Hände nicht sofort an des Rosses geheiligtes Haupt gelegt zu haben und mit ihm auf und davon gefahren zu sein.

Wie bezeichnend ist nicht gerade diese

Die Bezeichnung „Talisman“ ist aus der Völkerkunde übernommen und erscheint im Bereich der deutschen Volkskunde und der Germanenforschung völlig fehl am Platze.

[2] Es ist nicht festgestellt, um was für eine Broschüre es sich handelt; ihr Verfasser dürfte wohl Herr F. K. Devens sein (?). Ist sie gedruckt erschienen?

Episode aus dem Anfange[1] des zweiten Jahrtausends für alles das, was wir oben angeführt haben.

Wo findet sich der Antiquitätensammler, der den scheinbar letzten an den Glauben unserer Altvordern erinnernden Schädel des achtfüßigen Sleipnirs mit Gold aufwiegt!

Jedenfalls ist das Berliner Museum für Völkerkunde, dem ich den Schädel zugedacht hatte, um eine Nummer ärmer geworden.

Hoffentlich gelingt einem anderen die Entführung eines solchen Schatzes aus dem Bergischen Lande, aber ich fürchte, daß die Leute in jener Gegend, wenn auch nicht aus Liebe zum höchsten Gotte ihrer Ahnen, so doch aus spekulativem Grunde sich eine immer größere Zurückhaltung auferlegen werden.“

Nun, der Roßschädel ist in der Folgezeit tatsächlich zur „Bereicherung“ des Berliner Museums „entführt“ worden, ohne daß er „mit Gold aufgewogen“ zu werden brauchte. Immerhin stieg er bis zum Jahre 1901 im Preis um das Fünffache seines „Wertes“ von 1899, wie das zweite Schriftstück ausweist, das wir in Originalrechtschreibung hier folgen lassen:

„Erklärung

Ich unterzeichneter, verkaufte heute den 24. Okt. 1901, dem Militair Invaliden Meis aus Elberfeld, den Roßschädel, zum Preise von 5 Mark geschrieben Fünf Mark, und Erkläre hiermit, das sich der Schädel, in meinem Besitze, über 60 Jahre befindet. selbigen habe Ich von meinem Vater geerbt, Ich habe denselben aufbewahrt im Keller, selbiger Schädel, wurde viel zu dem Zwecke gebraucht, das das Vieh nicht im Stalle verendete.

Das sich obige Sachen auf Wahrheit beruhen bescheinige Ich hiermit.

(gez.) Ewald Schwabe
Ackerer und Wirth Born.

Nach meinem Wissen wird der Schädel jedenfalls über 100 Jahre alt sein.

(gez.) Ewald Schwabe.“

Sind Spuren des geschilderten Roßschädel-Brauches heute noch im Bergischen Lande oder anderswo anzutreffen, und wer kann darüber berichten?

Werner Stief, Berlin.

[1] So steht es im Schriftstück; müßte „Ende“ heißen (Anm. Stief).

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang, Nr. 2, 10. Januar 1938. Hellmut Agde, **Vorkeltische Germanen in Süddeutschland.** Bei den alten Schriftstellern gibt es einige Hinweise dafür, daß bereits frühzeitig kleinere Germanenstämme in keltisches Gebiet eingedrungen sind. Insbesondere hat Much darauf aufmerksam gemacht, daß die bei Polybios genannten Gaesaten Germanen seien und mit den bei Livius erwähnten „gentes semigermanae“ verbunden werden können. Diese Auffassung wird nun durch Funde gestützt, die etwa in die Zeit von 400 bis 300 v. Zw. zu datieren sind. / **Forschungen und Fortschritte,** 14. Jahrgang, Nr. 3, 20. Januar 1938. O. S. Reuter, **Das Vorgebirge von Thule.** Bei den Griechen bezeichnet Thule das nördlichste noch bewohnte Land. Da die Nachrichten älter sind als die Besiedlung Islands, kann es sich nicht um diese später gerne als Thule bezeichnete Insel handeln. Die Untersuchungen der germanischen Himmelskunde führen auf die Spur einer alten Hochseestraße, die nach Bergen in Norwegen führt. Hier ist vor 1000 Jahren noch der Name Thule nachweisbar. Die Gegend um Bergen hieß „Thulunes“, das bedeutet „Vorgebirge von Thula“, griechisch gesprochen Thule. „Das sagenhafte Thule tritt nunmehr ins helle Licht der Geschichte. Dennoch bleibt dem Vorgebirge von Thule sein alter Märchenglanz, die Schönheit Bergens, die von allen, die es seit Jahrtausenden besucht haben, als unvergänglich gerühmt wird.“ / **Forschungen und Fortschritte,** Nr. 4, 1. Februar 1938. L. Radermacher, **Nordische und hellenische Sage.** Der homerische Hymnus auf Hermes erzählt vom Besuch Apolls bei Maia, der Mutter des Hermes. Sie wohnt in einer Höhle und zeigt dem Besucher ihre Gold- und Silberschätze, die in drei Kammern verborgen sind. Ganz ähnlich wird in einer

Schweizersage, die im vorigen Jahrhundert Rocholtz aufzeichnete, von einer schatzhütenden Frau erzählt, die in drei Kammern einer Höhle Gold und Silber bewahrt. Sie ist halb mensch-, halb schlangengestaltig. Hier hat die Sage der Gegenwart einen altertümlichen Zug bewahrt, den die griechische Überlieferung nicht mehr kennt. Es lassen sich zu vielen griechischen Sagen Entsprechungen aus dem deutschen Sagenschatz aufzeigen. Diese Übereinstimmungen sind verschieden zu deuten; jedenfalls zeigen sie, daß diese beiden Völker „durch ein gemeinsames Denken und Fühlen miteinander verbunden sind". / M. P. Nilsson, **Vater Zeus.** Zeus ist nach Nilsson der einzige griechische Gott, der sich bei anderen indogermanischen Völkern wiederfindet. Er ist nicht der Gott des strahlenden Himmels, wie man angenommen hat, sondern der Wetter- und Blitzgott, der „Gott des Himmels als des Raumes der atmosphärischen Erscheinungen". Daher wohnt Zeus auf hohen Bergen; der Beiname „Olympier" bezieht sich darauf: olympos ist ein vorgriechisches Wort, das Berg bedeutet. Der Zeus Lykaios ist weder Wolfs- noch Lichtgott, sondern der Gott des Lykaion-Berges. Alt ist die Bezeichnung des Zeus als „Vater", sie ist im Sinne von „Hausvater" aufzufassen. „Zeus war das göttliche Bild des Hausvaters der Vorzeit mit seiner Machtfülle und seiner Verantwortlichkeit." / **Rheinisches Museum** 1937. A. Herrmann, **Triton und die hellfarbigen Libyer.** Triton, Poseidon und Athene waren ursprünglich keine griechischen Gottheiten, sondern libysche. Die Widersprüche in den Angaben der griechischen Geographen über Nordafrika lassen sich beseitigen, wenn man die neuen erdkundlichen Forschungen in Afrika berücksichtigt. Die griechischen Überlieferungen über die libysche Herkunft mancher griechischen Gottheiten sind nicht späte Sagen, sondern beruhen auf Tatsachen. Die Namen Triton-Fluß und Tritonis-See bezogen sich ursprünglich auf Gewässer in Rio de Oro an der westafrikanischen Küste. Von dort wurden die Namen von der auswandernden libyschen Bevölkerung in zwei andere Gegenden Nordafrikas getragen, und zwar nach Südtunesien und nach Kyrene. Die Libyer sind Angehörige der Nordrasse und aufs engste mit den Ureinwohnern der Kanarischen Inseln verwandt. / **Volk und Heimat,** 14. Jahr, Heft 1, Januar 1938. Theodor Steche, **Die älteste Geschichte der Bajovaren.** Steche hat die alten Schriftzeugnisse über die Bajovaren genauestens nachgeprüft. Es gelingt ihm, für die wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Bajovaren feste Jahreszahlen zu ermitteln. 555 kam durch Geschenk des Merowingerkönigs Chlothachar I. das Land östlich vom Lech und nördlich der Alpen an den Bajovarenkönig Garibald. Zwischen 568 und 570 besetzte Garibald das Drau- und Pußtatal. Im Frühjahr 590 unterwarf der Merowingerkönig Childebert II. die Bajovaren und setzte einen merowingischen Herzog ein. 633 verloren die Bajovaren Südböhmen, ihre alte Heimat, an die Slawen. / Felix Genzmer, **Der Germane und sein Schwert.** Das Schwert ist eine Erfindung der frühen Bronzezeit. Vorher waren Waffen aus Stein und Horn gebräuchlich, insbesondere Speere und Streitäxte. Bis in die Eisenzeit hinein waren diese Waffen noch häufiger als das Schwert. Die Axt hat auch im Kultbrauch lange vorgeherrscht. Die bronzezeitlichen Felszeichnungen zeigen nur in Ostgötland Schwerterdarstellungen, sonst aber überall vorwiegend Äxte. Der Hammer des Thor geht auf die Steinaxt zurück. Nachdem die Germanen die Bronze kennengelernt hatten, entwickelten sie schnell die Schmiedekunst zu erstaunlicher Höhe. Schon bronzezeitliche Schwerter zeigen eine vollendete Formgebung. Die schriftlichen Überlieferungen der späteren Zeit belehren uns über das enge Verhältnis des Germanen zu seinem Schwert, das kein bloßes äußeres Besitzverhältnis war. Die Schwerter berühmter Helden haben Namen und sind mit besonderen Kräften geladen. / Hans Klein, **Perchten-Lauf.** Die Maskierung der Perchten zeigt, daß sie Geister darstellen sollen. Schon deshalb wird die bisher von vielen geteilte Deutung, daß der Perchten-Lauf Dämonen abwehren solle, hinfällig. Bei den Umläufen sprechen die Perchten das alte Segenswort aus: „Bauer, dein Weizen gerät schon." Hier stoßen wir auf das Kernstück der Überlieferung. / **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 11. Jahrgang 1937. Albert Becker, **Der Wilstein.** Der Name der Reichsfeste Wilenstein im Pfälzer Walde, südlich von Kaiserslautern, ist auf den Wilstein zurückzuführen, den Herdstein, an den in alter Zeit das Holzscheit gelegt wurde. Der Gebrauch des Wilsteines (Bilsteines) und die Entwicklung des Namens wird an Hand einer Fülle von Belegen verfolgt. Der Name blieb erhalten, weil er kultische Vorstellungen an sich band. / **De Wolfsangel,** Zweiter Jahrgang, Nr. 8, Februar 1938. **St. Petersfest in Großfriesland.** Das Petersfest war früher ein Neujahrsfest, an dem große Opferfeuer für Wodan gebrannt wurden. Spuren dieses alten Festes haben sich noch an zwei Plätzen Frieslands erhalten, nämlich in Grouw und auf der Insel Sylt. In Grouw wird der Peterstag wenig anders gefeiert als der Nikolaustag. Es ist noch ein allgemeines Volksfest, während das Nikolausfest hier unbekannt ist. / **Bücherkunde,** 5. Jahrgang, 1. Januar 1938. K. Th. Weigel, **Sinnbild ewigen Kreislaufes. Ein Überblick über das Schrifttum zur Sinnbildforschung.** Es ist nicht so, daß die Sinnbilder früher von der Forschung gänzlich unberücksichtigt geblieben wären. Zwar hat die frühere Forschung sich vor allem mit den Sinnbildern bei Mittelmeervölkern und im alten Orient beschäftigt, aber schon 1812 erschien eine Schrift über „Die Symbolik der germanischen Völker" von Dumpé, in der hervorgehoben wird, daß die Germanen einen großen Reichtum an Sinnbildern gehabt haben. Weigel berichtet über das wichtigste ältere und neue Schrifttum zur Sinnbildforschung. / **Folkliv,** 1. Jahrgang 1937, Heft 1. Uno Harva, **Volkstümliche Zeitrechnung im eigentlichen Finnland.** Die finnische Einteilung des Jahres zeigt manche Verwandtschaft mit der germanischen. Der volkstümliche finnische Kalender ist der Runenstab, der mit dem schwedischen weitgehend, wenn auch nicht vollständig übereinstimmt. Harva bietet zum erstenmal eine eingehende Untersuchung einer großen Anzahl finnischer Runenstäbe. / **Rhythmus,** 16. Jahrgang, Heft 1/2, Januar/Februar 1938. Hans Eggert Schröder, **Das Werk von Ludwig Klages.** Das umfassende Forschungswerk von Ludwig Klages ist von germanischer Art getragen. Schröders Einführung geht darauf aus, die Fruchtbarkeit der Klagesschen Lebenswissenschaft für Volkskunde und Germanenkunde aufzuzeigen. Schon frühzeitig hat Klages erkannt, daß eine Haupttendenz der Zersetzungsmächte darauf hinzielt, das lebendige Fortleben des Erbtums der Vergangenheit in den bodenständigen Völkern zu zerstören, um sie von diesem Lebensquell abzuschneiden. Die Klagessche „Lehre von der Wirklichkeit der Bilder" vermag den erlebten Zusammenhang des Gegenwärtigen mit dem Erbe der Vorzeit tief zu erschließen und die Notwendigkeit liebender Pflege des Ahnenerbes sicher zu begründen. / **Wille und Macht,** Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend, 6. Jahrgang, Heft 2, 15. Januar 1938. **Wir stehen zu Ludwig Klages.** Der Leitaufsatz des 2. Heftes des neuen Jahrganges von „Wille und Macht" will zur Beschäftigung mit Klages' Werk anspornen. Er ist als Ergänzung des vorhergenannten von H. E. Schröder zu erwähnen.

Dr. O. Huth.



Egon Freiherr von Eickstedt, **Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit.** Stuttgart 1937. Ferdinand Encke Verlag.

Soeben beginnt die zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage der großen Rassenkunde der Menschheit von Eickstedts zu erscheinen. Es erübrigt sich, über dies grundlegende zusammenfassende Werk ein Wort der Empfehlung zu sagen. Der erste Band unterrichtet über „die Forschung am Menschen". Die bisher vorliegenden Lieferungen bringen die Einführung in die Grundbegriffe (Rasse, Volk, Nation), handeln über die heutige Anthropologie nach Ländern und Richtungen und stellen die Geschichte der Forschung am Menschen dar. — Bei dem Beginn des Erscheinens dieser zweiten Auflage des wichtigen Werkes, die nach kurzer Zeit notwendig wurde, möchten wir den Wunsch zum Ausdruck bringen, daß die verfehlte Darstellung der Indogermanenfrage in der ersten Auflage gründlich geändert wird. Inzwischen erschien als erste zusammenfassende Rassenkunde der Indogermanen das Werk von Otto Reche (Rasse und Heimat der Indogermanen), das die Irrtümer der ersten Auflage des Buches von Eickstedt berichtigte.

Dr. O. Huth.

Brauch und Glaube. Weinholds Schriften zur deutschen Volkskunde. Hrsg. von Carl Puetzfeld. Verlag Emil Roth, Gießen.

Wie im Volke das Vergangene auf solche Weise lebendig bleibt, daß es gleichsam als tragender Boden die Gegenwart davor bewahrt, im Wandel zu versinken, so sollte auch die Wissenschaft vom Volke ihrer eigenen Vergangenheit treu sein. Es wäre ihr nicht nur manche unnütze Arbeit erspart geblieben, sondern vor allem auch mancher ärgerliche Irr-

weg wäre vermieden worden seit dem Verblassen des Werkes der Begründer. Eine Wissenschaft, die nur sich selber und die eigene Zeit sieht, mag neu und praktisch sein; tief und zukunftswirksam wird sie erst da, wo sie sich über den Augenblick erhebt: das, was Vergangenheit und Gegenwart im letzten Grunde verbindet, nur das hat auch für die Zukunft Aussicht auf Bestand. Es ist ein Verdienst dieser Ausgabe, einer größeren Öffentlichkeit einen Blick auf das Werk einen jener schöpferischen Wegbereiter ermöglicht zu haben. Wir wünschen ihr einen guten Erfolg und hoffen, daß im Laufe der Zeit auch die Wissenschaft, fußend auf kritischen Neuausgaben, erfolgreich bei dem Meisterschüler Grimms wird in die Lehre gehen können. H. Bauer.

Lutz Mackensen, **Volkskunde der deutschen Frühzeit.** Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. Geheftet 2,40 RM.

Das Bild einer Zeit formt sich uns aus dem Grundstoff, der uns an zeitgenössischen Zeugnissen — steinernen, metallenen, papierenen — überkommen ist. Im Drange, den unbekannten Rest aufzuhellen und zu durchschauen haben die historischen Wissenschaften ihr Rüstzeug und ihre Betrachtungsweisen entwickelt, denen allen gemeinsam ist, daß sie das Vergangene wie durch ein Raster unter der Vorstellung eines unaufhörlich und gleichmäßig fließenden, teilbaren und meßbaren Ablaufes der Zeit betrachten. Sie verbinden Zeitpunkte nach ihrem entwicklungsmäßigen Bedeutungsgehalt zu Perioden oder Zeiten, zu einem Gespinst von abstrakten Fäden, das selber erst durch die Notwendigkeit der Darstellung des Gleichzeitigen räumlich vorstellbar wird. Eine Fülle von Vorgängen läßt sich durch diese Arbeitsweise erfassen, darunter auch von solchen, die das Volk betreffen, wie Ursachen und Folgen von Entwicklungen sozialer, wirtschaftlicher, technischer, kultureller Art; von diesen spricht Mackensen in seinem Bändchen. Er sieht das Volk, in Stämme und Stände gegliedert in der Zeit. Er sieht aber nicht das Zeitlose im Volk, sein Wesentliches und der eigentliche Gegenstand der Volkskunde, obgleich er bisweilen darüber spricht. So meint er — unter vielem ähnlichen —, daß auf dem „Tie" die „Sitzsteine unter schattigen Bäumen ... zu nachbarlichen Gesprächen, zur Abhaltung von Beratungen, Gerichtssitzungen und Festveranstaltungen" einladen und daß „Eichen und Linden ... den bevorzugten Schmuck" dieser Plätze bilden ... Hans Bauer.

Bolschewistische Wissenschaft und „Kulturpolitik". Ein Sammelwerk, hrsg. von Bolko Freiherr von Richthofen. Ost-Europa-Verlag, Königsberg/Pr., Schriften der Albertus-Universität.

Das höchst aufschlußreiche und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschriebene Buch enthält eine große Reihe von Beiträgen solcher Gelehrten, die sich eingehend mit dem sogenannten kulturellen Leben in der Sowjetunion beschäftigt haben. Das Gesamtbild, in dem das Schicksal der verschiedenen Wissenschaften und der Gelehrten selbst im bolschewistischen Reich erscheint, zeigt in erschütternder Weise hinter hohler pseudowissenschaftlicher Aufmachung und Reklame den schauerlichen Verfall des menschlichen Geistes unter der marxistischen Theorie und als eigentlichen Hintergrund das Gesicht des ewigen Juden. Besonders bezeichnend ist die Entwicklung oder vielmehr der Verfall solcher Forschungszweige, die mit dem völkischen Gedanken im engsten Zusammenhang stehen, wie Heimatforschung, Geschichtswissenschaft und Vor- und Frühgeschichtsforschung. Zu der letzteren sagt der Herausgeber Bolko Freiherr von Richthofen:

> „Die sowjetische Wissenschaft zeigt sich als der immer angriffslustige Todfeind jeder nichtkommunistischen Forschung unter dem Joche des Bolschewismus und dem Bann seiner weltrevolutionären Kampfziele. Es ist an der Zeit, daß die Wissenschaftler der ganzen nicht kommunistischen Welt das erkennen und sich zu einer gemeinsamen Abwehrfront zum besten friedlicher Aufbauarbeit zusammenschließen."

Das Buch ist ein höchst wertvoller Beitrag zur Kenntnis des Bolschewismus überhaupt; in ihm erkennt man die absolute Antithese zu dem, was wir anstreben: einer völkischen, von den Lebensgesetzen ausgehenden und diesen Lebensgesetzen dienenden freien wissenschaftlichen Forschung wird eine „Wissenschaft" entgegengestellt, die in das Prokustesbett der marxistischen Doktrin eingezwängt ist, und die für ihre Förderer nichts anderes bedeutet, als ein Mittel unter vielen im Kampf um die Zersetzung der übrigen Welt. Dr. Plaßmann.

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 April Heft 4

Schmettre, du Lerche von Österreich,
Hell von der Donau zum Rhein!
Juble, du kommst aus Morgenrot,
Ziehest ins Morgenrot ein!
Brüder, wir Boten aus Österreich
Grüßen euch traulich mit Sang;
Schlagt ihr mit freudigem Handschlag ein,
Gibt es den rechten Klang!
Jauchze, du Herze von Österreich,
Jauchze mit jubelndem Schrei:
Heil dir, mein deutsches Vaterland,
Einig, mächtig und frei!

Anastasius Grün, 1848

Zum Geleit!

„Die älteste Ostmark des deutschen Volkes" (Adolf Hitler am 15. März 1938) hat, dank dem genialen Tatwillen des Führers und dank der unerschütterlichen Treue seiner Gefolgsmannen, heimgefunden zu Vater- und Mutterland, zu Deutschland. Dies Begebnis, auf dessen Stirn die Zeichen weltgeschichtlicher Größe und Weihe unauslöschlich eingegraben sind, wird auch von der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe" mit stolzer, herzlichster Freude begrüßt und willkommen geheißen. Denn dies Land ist unser, unser nicht infolge irgendwelcher unberechenbaren Fürstenlaunen oder Hausmachtgelüste, unser vielmehr, weil die Menschen, die in diesem schönen Lande hausen, Menschen unseres Blutes, unserer Art, unserer Sprache, unserer Geschichte, kurzum Menschen unserer Gesittung sind. Und die Flüsse und Berge, Dörfer und Städte dieses Landes tragen gute deutsche, ja, nicht selten altgermanische Namen; seine Märchen und Sagen, seine bäuerlichen Spiele und Tänze sind die selben, die wir auch in anderen deutschen Gauen und Landschaften voll gläubiger Hingabe entdecken und wiederbeleben. Auf Österreichs Höhen lodern die Sonnwendfeuer des uralten Jahreslaufes mit der gleichen unauslöschlichen Glut wie in Südbayern oder in Ostfranken, im Spessart, im Hessischen oder im Oberharz. Das ganze Deutschland muß es sein! Es ist fürwahr ein langer, oft mühseliger Weg, der in die heilige Stunde der völkischen Wiedervereinigung beider deutschen Länder mündet. Ein Weg, der in grauer Vorzeit beginnt, in den steinzeitlichen Höhlen der Bärenjäger, in den Inntaler Urnenfeldern der Bronzezeit, in den Hallstatt-Siedelungen der älteren Eisenzeit, und Verbindungswege strahlen von hier weitaus, in die nördlich und südlich vorgelagerten Ebenen, in die pannonische Donaulandschaft. Schon damals sind es — wenn auch nur in mittelbarem Zusammenhange — Menschen unserer Rasse, unserer ehrwürdigen indogermanischen Sprache gewesen, die hier gelebt und gerodet, Kupfer und Eisen gefördert und mit Salz Tauschverkehr getrieben haben: Illyrer, Kelten, Italiker. Jahrhunderte vergehen; dann ziehen als erstes germanisches Volk gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Zw. die Kimbern über die Alpen nach Süden, nach weiteren Jahrhunderten folgen ihnen, auf den europäischen Schicksalswegen der Völkerwanderungszeit, Ostgoten, Rugier, Heruler, Langobarden. Kein Volk aber und kein Stamm der Germanen hat das Antlitz dieser Landschaft so tief gestaltet, so lebendig gefurcht wie der b a j u w a r i s c h e, der seit dem 5./6. Jahrhundert n. Zw. donauabwärts und in den Alpentälern die d e u t s c h e O s t m a r k zu errichten begann, die, von Karl dem Franken begründet (um 800), von Otto dem Großen wieder begründet (955), heute unantastbare Wirklichkeit geworden ist. Hier entstand das Bollwerk, durch dessen abendländische Schicksalspforte die Nomaden der asiatischen Steppen, Hunnen und Avaren, Madjaren und Mongolen, immer wieder vergeblich einzudringen versuchten. Es entfaltete sich hier aber nicht minder, ewiger deutscher Art gemäß, ein B e r e i c h g e r m a n i s c h e r K u l t u r, in dem vieles Herrliche unseres Sinnens und Trachtens beheimatet ist, angefangen bei dem sogenannten Wiener Hundesegen, diesem hochaltertümlichen Denkmal der Volksdichtung, bis hin zu dem unsterblichen Volkslied „Prinz Eugen, der edle Ritter", wobei dann inmitten als Bürgen dieser Landschaft und ihres Menschentums die Minnesänger stehen: Dietmar von Aist, Reinmar der Alte, Nithart von Riuwental und der berühmteste aller, Herr Walther von der Vogelweide. Und der Bereich trägt in sich den schicksalskräftigen Keim zum R e i c h und seinen hochheiligen Sinnbildern. Helden- und Bauernepen gedeihen hier, so die von Gudrun, Biterolf und Dietleib oder Meier Helmbrecht; hier, im Burgenland, dicht vor dem tragisch umwitterten Feld germanisch-deutscher Streusiedelung, wird Haydn geboren, der die Töne zum „Lied der Deutschen" fand; hier erhebt sich, zu Innsbruck in der Hofkirche, das edle Denkmal, das

der Nürnberger Meister Peter Vischer dem größten König der Goten, Theoderich, errichtete; hier zieht von der Westmark des Reiches, von Köln und Worms her, die Straße, auf der die Nibelungen gefahren sind, ebenso die Siebenbürger Sachsen und nun zuletzt der Führer, Adolf Hitler, selbst. All das nennen wir, in tiefer Ergriffenheit und soldatischer Tatenlust zugleich, getreu einem unveräußerlichen Auftrag des Reichsführers SS, unseres Ersten Kurators Heinrich H i m m l e r: „A h n e n e r b e". Für dies Ahnenerbe aber gilt, wohlverstanden kraft neuer, gewandelter Sinnbezogenheit, das Wort einer auch durch den Führer geweihten bajuwarischen Stätte: „Möchten die Teutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf nothwendig machte und wodurch sie gesiegt."

Der Präsident des Ahnenerbes:
SS-Sturmbannführer o. Professor Dr. Walther W ü st.

Deutschösterreichs germanische Sendung

Es ist ein altes Gesetz, daß sich in den Marken eines Volkstums das Volksbewußtsein stärker entzündet als im Binnenlande, wo Volkstum und Volkheit als etwas Selbstverständliches empfunden werden. Unsere germanische Geschichte lehrt uns das ebenso wie die frühe deutsche Geschichte: am Römerkrieg entzündete sich germanisches Selbstbewußtsein zuerst; nach dem Verfall des fränkischen Großreiches aber waren es die Markgrafen in den welschen und slawischen Marken, die das alte völkisch bedingte Herzogtum in den hinter ihnen liegenden Stammesgebieten wiederherstellten. Das deutsche Reich des Mittelalters wurde in seinem Wachsen und seinem Verfall und endlich in seiner völkischen Erneuerung von zwei ausgesprochenen Markgebieten bestimmt: von der alten Ostmark, die unter dem Namen Österreich das eine deutsch bedingte Großreich bildete, und von der alten Nordmark, die als brandenburgisch-preußischer Staat mit jenem in Wettbewerb trat, um dann doch in den größten Tagen deutscher Geschichte mit ihm vereint den Kampf um das gemeinsame Deutschtum zu führen.

Jahrhundertelange harte Arbeit deutscher Markgrafen und Markwächter haben die Grundlagen dafür geschaffen, und zwei deutsche Stämme sind es vor allem gewesen, die hier ihre deutsche Lebensaufgabe erfüllt haben: der Stamm der Sachsen im Norden, und der Stamm der Bajuwaren oder Baiern im Süden. In den Kämpfen mit Ungarn und Slawen sind beide vor tausend Jahren zu ihrer geschichtlichen Aufgabe erstarkt, Vorposten und Ausstrahlungskerne des Germanentums zu sein gegen Völker, die altes germanisches Siedlungsland scheinbar ungehemmt überschwemmt hatten. In den Ungarn- und Slawenkriegen der sächsischen Könige, Kriegen, die stets eine innere Einheit bildeten, sind die Voraussetzungen für Brandenburg und Österreich geschaffen worden; die Markgrafen beider Kampfgebiete sind die letzten geschichtlichen Persönlichkeiten, die in die deutsche und germanische Heldensage eingegangen sind. Den wilden Grenzkämpfen eines Gero und Ekkehard gaben die furchtbaren Ungarnkämpfe eines Ratbot von Andechs und anderer bairischer Markgrafen nichts nach. Ein einziges Mal schien es noch, als wenn die beiden deutschen Ostmarken in einer Hand zur großen gesamtdeutschen Ostmark werden sollten: als Heinrich der Löwe Baiern und Sachsen zugleich beherrschte und die Elbgrenze aufzurollen begann. Aber das deutsche Schicksal hat es nicht so gewollt; es stellte jedem der beiden Markgebiete seine Sonderaufgabe, die jedes in seiner Weise erfüllt hat, um endlich in unseren Tagen nach mancherlei Irrungen und Wirrungen, aber auch nach manchen ruhmreichen gemeinsamen Taten wieder zur großen gesamtdeutschen Aufgabe sich unauflöslich zu verbinden.

Der Zwang der späteren Entwicklung, die Brandenburg-Preußen immer mehr nach Deutschland hinein, Österreich aber mehr und mehr aus Deutschland hinausführte, hat

manches von dem verdunkelt, was dem Österreich als große deutsche Aufgabe gestellt war, und was es aus germanischem Geiste heraus erfüllt hat. Besteht es doch in der Gestalt, in der es heute zum Reiche heimgekehrt ist, aus mehreren alten Markgebieten: neben dem eigentlichen Österreich steht die Steiermark, die alte Mark Kärnten, die Markgrafschaft Tirol, und selbst in die Markgrafschaft Churwalchen reicht es mit dem Lande Vorarlberg hinein. Heldenkämpfe ohnegleichen haben diese Mark- und Kampfgebiete des Deutschtums und des Germanentums gesehen; von den letzten Gefechten der Goten in den Alpentälern und der Langobarden bis zu den Bauernkriegen von 1809 in Tirol und Vorarlberg und den Heldenkämpfen der Kärtner in den Zeiten der äußeren und inneren Bedrückung aus





Reiterstandbild von Herzog Heinrich I. von Bayern und seinem Feldhauptmann Graf Ratbot von Andechs zum Gedächtnis eines Ungarnsieges (948) zu Mauerkirchen in Oberösterreich (früher für Heinrich den Vogler gehalten). Miniatur. 1519. An Stelle der ursprünglichen Erzbilder traten im 14. Jahrhundert die bemalten Steinfiguren, die 1865 durch Brand zerstört wurden. (Aus der Zeitschrift „Die ostbairischen Grenzmarken 1927".) Professor Dr. Wolfgang M. Schmid-München, Ein Denkmal aus der Ungarnzeit.

jüngstvergangenen Tagen. Schon in den Zeiten der Markomannenkriege stand germanisches Schicksal an Rhein und Donau in innerem Zusammenhang; so wie noch in unserer Zeit geheimnisvolle Fäden von den schweren volksdeutschen Abwehrkämpfen an Rhein, Ruhr und Saar zu den gleichgearteten Kämpfen in Kärnten und Böhmen führten; Fäden, die nie von der kurzsichtigen Tagespolitik von Dynasten oder Parteien zerschnitten werden konnten.

So ist immer in der deutschen Ostmark an der Donau und in den Alpen deutsches und germanisches Schicksal mitentschieden worden; ja es ist auch kein Zufall, es zeugt vielmehr von der durch und durch germanischen Wesenhaftigkeit der Ostmark, daß germanisches Schicksal auf ihrem Boden auch seine letzte und endgültige dichterische Gestaltung gefunden hat. Das gewaltige Lied von den Taten und dem Untergange der Nibelunge

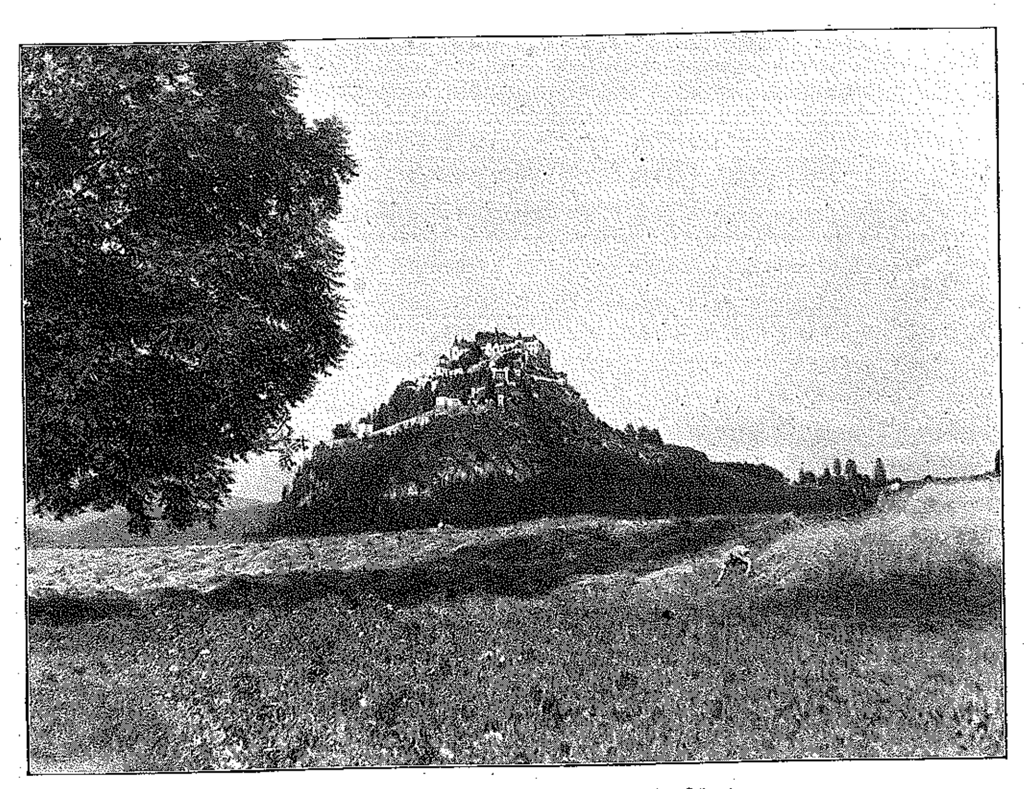
ist im alten Österreich gedichtet worden: wohl ist es ein Werk und ein ewiger Ausdruck aller germanischen Völker, aber daß es gerade hier unter dem frischen Eindruck der Ungarnkriege und anderer Zeitereignisse seine lebendige Gestaltung fand, ist mehr als ein Zufall. Uralte gotische Erinnerungen haben sich in demselben Lande zu den Geschichten um Dietrich von Bern und seinen Gesellen verdichtet; Österreich war es also, wo das germanische Erbe der großen germanischen Heldenzeit so treu bewahrt worden war, daß es als lebendiges germanisch-deutsches Erbe den neuen Trägern eines germanischen Reiches, der deutschen Ritterschaft erhalten blieb. An nichts aber wird die Einheit germanischen Geschehens und germanischen Bewußtseins so überwältigend deutlich, wie an der höher als nur dichtungsgeschichtlich zu wertenden Tatsache, daß das einzige große germanische Epos, das die Erlebnisse und Ideale der nordischen Wikingerzeit bewahrt hat, das Lied von Gudrun und ihrer unwandelbaren Treue, in seiner einzigen Handschrift auf dem Felsenschlosse Ambras in Tirol erhalten blieb.

Was uns das deutsche Österreich an diesem kostbaren germanischen Besitz gewahrt hat, das ist mehr als nur literarische Kostbarkeiten; es ragt in seiner auf Österreichs Boden erhaltenen Prägung sinnbildhaft in den Mythos germanischen und deutschen Schicksals hinein. Erkennen wir nicht in dem nüchtern-harten, entschlossenen Hagen die sinnbildhafte Erscheinung der brandenburgisch-preußischen Nordmark, und in seinem frohgemuten und heiteren, aber nicht minder todesmutigen Freunde Volker den Geist der österreichischen Ostmark wieder — zwei Markwächter und zwei deutsche Gestalten, die uns in ihrer Verschiedenheit und doch untrennbaren Verbundenheit in der deutschen Geschichte immer wieder begegnen? Daß im Lande von Mozart, Haydn und Schubert auch der Kürnberger zuerst seine volkhaften und deutsch empfundenen Minnelieder sang, übertroffen allein von seinem großen Landsmann Walther von der Vogelweide, das entspricht im tiefsten Sinne der deutschen Aufgabe Österreichs: Melodie zu sein im Chore der verschiedenartigen deutschen Stämme, die ohne diese verbindende Weise nur allzu leicht mißtönend auseinanderklingen. Das ist ebensowenig ungermanisch, wie der liederfrohe Spielmann Volker weniger germanisch ist, als der schwertgewaltige Hagen. Wir alle, auch wir Norddeutschen, haben ja viel mehr vom Geiste und der Seele Österreichs in uns aufgenommen, als wir selbst zu wissen pflegen. Wer erinnert sich denn daran, daß die Melodie, die täglich vom Turme der Potsdamer Garnisonkirche klingt, eine Weise von Mozart ist? Oder daß das durch und durch preußische Lied Arndts vom Feldmarschall Blücher nach der Melodie eines Tiroler Volksliedes gesungen wird? Selbst daß die Weise unseres gemeinsamen Deutschlandliedes von Joseph Haydn stammt, ist manchen wenig geläufig.

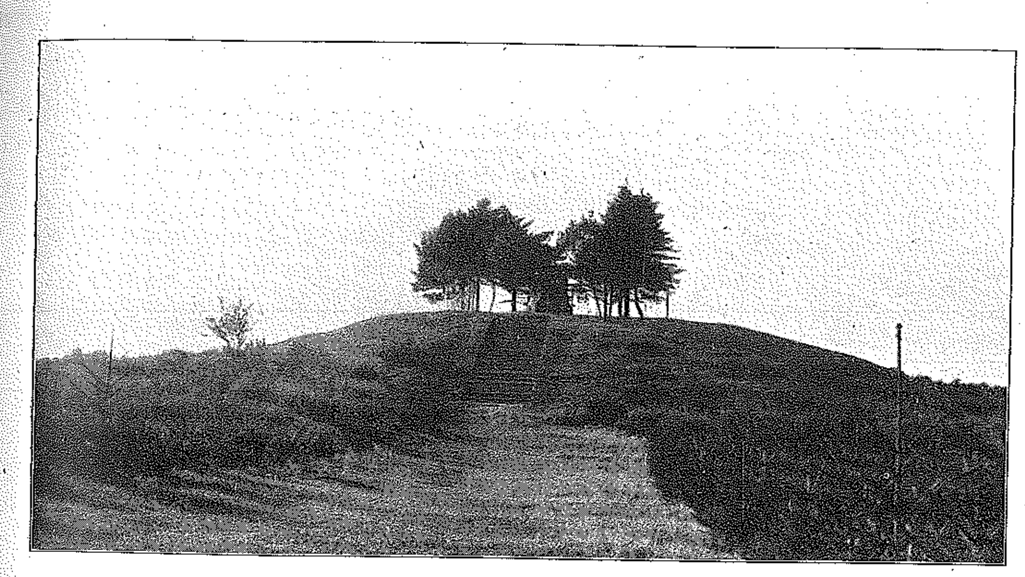
Schwerer aber als die brandenburgische Nordmark hat Österreich für die Ehre bezahlen müssen, germanisches Bollwerk nach Süden und Osten zu sein; ein Bollwerk mit verschiedenen Aufgaben: machtmäßig nach Osten und Südosten, geistig nach Süden gerichtet. Die Schanzen von Wien und die Gipfel der Alpen haben allen Stürmen standgehalten; eine zeitweilige geistige Invasion aber hat dies vorgeschobenste Außenwerk germanischen Wesens nicht immer verhindern können. Das Erbe einer großen Vergangenheit wurde zeitweilig zur drückenden Last; selbstsüchtiges Dynastentum, ganz Deutschlands unseliges Verhängnis, wurde hier im Bunde mit einer fremden Geistesmacht zur fremdgeistigen Bastion ausgebaut, die die Aufgabe Österreichs als Ausfallstellung des Germanentums in ihr Gegenteil verkehren sollte. Schwer hat Deutsch-Österreich bis in unsere Tage hinein unter diesem vereinten Druck gelitten; es hat seiner historischen Erbschaft wegen das schwerste Opfer gebracht, das der nationalen Einheit. Aber unter allem Druck und aller Geistesknechtung ist der Funke des Walther von der Vogelweide nie erloschen; der germanische Protest gegen die geistige Knechtschaft ist in Österreich lauter und unerbittlicher erklungen als in manchen anderen deutschen Gauen mit ähnlichem Schicksal.

Immer wieder hat Österreich in der ganzen deutschen Geschichte Männer hinausgesandt, die deutsches Schicksal gestaltet haben, und es zählt selbst zu seinen größten Männern Deutsche aus allen deutschen Gauen. Stammte der große brandenburgische Reitergeneral Derfflinger aus Österreich, so war der schneidige österreichische Reiteroberst Sporck ein Westfale, ebenso wie Admiral Tegetthoff, der im dunklen Jahre 1866 in der Seeschlacht bei Lissa die Ehre der österreichischen Waffen rettete. Prinz Eugen, aus dem alten, ghibellinisch gesinnten Hause der Markgrafen von Savoyen, der letzte gesamtdeutsche kaiserliche Oberfeldherr, lebt unsterblich in einem Liede fort, das wie kaum ein anderes volkstümlich ist bei allen Deutschen. Der letzte gemeinsame preußisch-österreichische Waffengang vor dem Weltkriege aber führte Österreichs Soldaten in die altsächsische Nordmark an der Eider — auch hier eine ewige Sendung erfüllend, Markwächter zu sein an den deutschen Grenzen.

Für uns Freunde der Germanenkunde aber ist es von besonderer Bedeutung, daß von Wien, das heute wieder zum Vorort der deutschen Universitäten geworden ist, die neue Germanenkunde und damit das germanische Wiedererwachen in unserer Zeit seinen Ausgang genommen hat. Im Jahre 1500 las der Humanist Konrad Celtis an der Wiener Universität zum ersten Male über die Germania des Tacitus — über dasselbe Werk, dessen Künder und Deuter am gleichen Orte in unseren Tagen Rudolf Much geworden ist. Ein kleiner Zug von sinnbildhafter Bedeutung! An nichts aber ist das alte Gesetz von dem Berufe der Volkstumsmarken in unseren Tagen machtvoller sichtbar geworden als daran, daß die Ostmark uns den Führer geschenkt hat, der aus der germanischen Sendung Österreichs heraus das Reich der Deutschen wiederherstellte. Plaßmann.



Auf der Grenzwacht: Burg Hochosterwitz in Kärnten
Aufn.: Hans Retzlaff



Der Königshügel, ein bronzezeitlicher Grabhügel in Schleswig. Der Hügel gehörte zu der dänischen Vorpostenstellung des Danewerkes und trägt das Denkmal der 1864 bei der Erstürmung dieser Höhen gefallenen Österreicher.

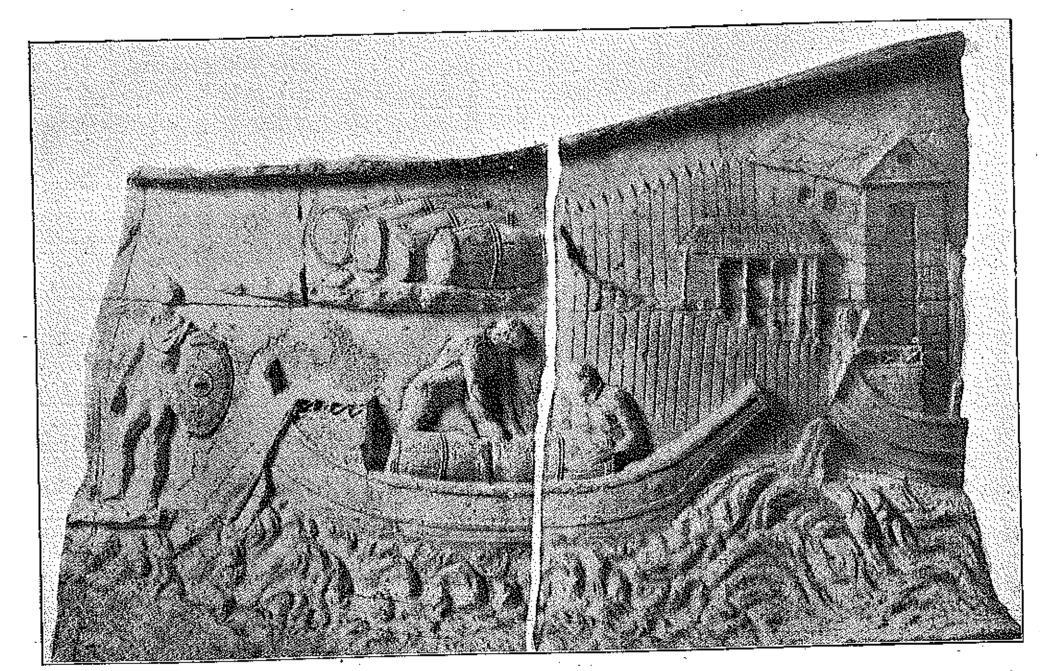
Von Brandenburg nach Österreich

Von Gilbert Trathnigg

Deutschösterreich ist heimgekehrt! Ein Kampf ist zu Ende, der Sieg ist erfochten, für den Unzählige litten, gar manche starben und alle kämpften, deren Wiege im Land an der Donau gestanden und deren Herz deutsch geschlagen und gefühlt hat. Jahre voll Schatten und mancher Qual sind geschwunden, der Blick schweift zurück über die Jahre des Kampfes hinweg über den Weltkrieg hinaus, grüßt die Vorkämpfergestalt Schönerers und seine Getreuen, und schweift weiter und weiter zurück in die Vergangenheit. Wechselnd waren die Geschicke, der Fürsten Sinn war nur zu oft auf Ziele gerichtet, die undeutsch waren oder nur ihrer Hausmachtpolitik dienten. Aber immer und immer wieder war Deutschösterreich das, was es nun nach des Führers Willen sein soll: ein Bollwerk. An ihm haben sich die Heere der Türken versucht und sind zerschellt, genau so wie vorher Avaren und Madjaren hier den ersten Widerstand fanden und zuletzt durch seine Abwehrkraft ihre Pläne aufgeben mußte. Als Bollwerk wurde Österreich gegründet, deshalb riefen deutsche Kaiser Siedler in das Land. Naturgemäß war es vor allem der bairische Stamm, der zunächst das Land besetzte und dem Land das Gepräge gab. Und fragen wir, wo er selbst seine Urheimat hatte, so mutet es uns fast symbolhaft an: dort, wo heute die Stadt steht, die nun auch für Deutschösterreich die Hauptstadt als Sitz der Reichsregierung geworden ist, dort war einst die Heimat der germanischen Vorfahren der Deutschösterreicher, der Bayern und Schwaben.

An Havel und Spree dehnten sich durch Jahrhunderte die Sitze der alten Sweben. Doch das Land wurde im Lauf der Zeit zu knapp, die Jugend fand nicht mehr den Raum, um neue Höfe zu begründen; von Osten her drängten die ostgermanischen Stämme von Jahrhundert zu Jahrhundert stärker nach und machten damit auch eine Ausdehnung des Stammlandes nach Osten unmöglich. Nach Norden und Westen zu saßen germanische Bruderstämme, die gleichfalls keinen Überfluß an Land besaßen. Im Süden lag keltisches

Land; auch dorthin war zunächst eine Weiterausbreitung des Swebenreiches unmöglich. Deshalb entschloß man sich im Lauf des 4. Jahrhunderts v. Zw. zur Teilung des Volkes. Ein Teil, die Semnonen, blieben zurück, die anderen wanderten nach Westen ab. Teuriochaemum, das Land zwischen Harz und Erzgebirge, wurde erobert. Die früheren Besitzer waren wahrscheinlich die keltischen Teurisker. Von dort schob sich immer stärker und mächtiger das Swebenreich nach Westen vor. Die Ubier waren ihm zinspflichtig, ebenso die Chatten. Und als Caesar nach Gallien kam, da hörte er immer wieder die Klagen der rechtsrheinischen germanischen Stämme über den Druck, den das Swebenreich auf sie ausübte. Doch Caesar lernte die Sweben noch besser kennen! Sein größter Gegenspieler, Ariovist, war ein Swebenfürst, den die eine Partei der Kelten nach Gallien zu Hilfe



Flußverkehr auf der Donau zur römischen Kaiserzeit. Relief von der Trajanssäule. Nach W. Capelle, Das alte Germanien.

gerufen hatte. Mit Ariovist zogen nicht nur große Scharen von Sweben über den Rhein, sondern auch Jungmannschaftsscharen benachbarter Germanenstämme. Nachkommen jener Scharen des Ariovist sind nach dessen Niederlage auf ihrem linksrheinischen Siedelland geblieben und haben es behauptet, bis sie endlich selbst keltisiert wurden: Die Wangionen um Worms, die Nemeter um Speier und die Triboker um Straßburg. Die Hauptmenge der Sweben hatte schon vor dem Zuge des Ariovist nach der Abwanderung der keltischen Helvetier das Land zwischen Main, Rhein und Donau besiedelt. In dieser Zeit kommt für diese Sweben, die in der südlichsten Grenzmark des germanischen Siedellandes wohnten, der Name Markomannen[1], „Bewohner einer Grenzmark", auf. Von hier aus besiegten sie um 60 v. Zw. die keltischen Boier in Böhmen und nahmen rund 50 Jahre später deren Land in Besitz, als sie durch das Vordringen der Römer von Westen und Süden

[1] Markomannen und nicht, wie neuerdings wieder vorgeschlagen, Markmannen, ist die unverderbte germanische Form. Das o ist nicht, wie dabei behauptet wurde, Verwelschung, sondern ein seltener Beleg für erhaltenes o im Fugenvokal.

in Gefahr gerieten, umklammert zu werden. Wechselnd ist das geschichtliche Geschehen jener Jahrhunderte. Marbod errichtete um Zw. ein Reich, das durch Bündnisse mit Nachbarstämmen noch größere Bedeutung erhielt. Aber nach seinem unglücklichen Kampf mit Armin zerfiel das Reich, Marbod mußte flüchten. Erst rund 150 Jahre später, um die gleiche Zeit, in der die Semnonen ihre alten Stammsitze zu räumen begannen, stehen sie wieder im Mittelpunkt des Geschehens. Mit unerhörter Wucht durchbrechen sie die römischen Grenzen, dringen bis nach Italien vor, und nur durch die größte Kraftanstrengung des römischen Heeres und des kraftvollen Kaisers Marc Aurel gelang es, sie wieder auf ihr altes Gebiet nördlich der Donau zu beschränken.

In der gleichen Zeit, in der die Markomannen vom großen geschichtlichen Geschehen zurücktreten, um durch Jahrhunderte kaum von sich reden zu machen, beginnt der Kampf der swebischen Alamannen, wie nun die Semnonen genannt werden, am Rhein, der endlich zum Durchbruch durch den Limes führte. Als Sweben, wie sie späterhin wieder genannt werden, besetzten sie die heute noch schwäbischen Gebiete im südlichen Württemberg, in Bayern westlich vom Lech, ganz Baden und das Elsaß sowie die deutschen Gebiete in der Schweiz und Vorarlberg. Ursprünglich reichte ihr Gebiet noch weiter nördlich: auch die Gebiete um Worms und am Main und Neckar waren bis zu den unglücklichen Kriegen während der Völkerwanderungszeit schwäbisch. In diesen neuen Sitzen nun wurden die Schwaben im 6. Jahrhundert wieder Nachbarn der Markomannen, die aus der gleichen swebischen Wurzel wie sie entsprungen sind. Nach fast tausendjähriger Trennung sitzen nun die beiden Stämme, die ursprünglich ein einziger gewesen waren, wieder als Nachbarn nebeneinander.

Über den Verlauf der Einwanderung der Markomannen von Böhmen nach Bayern sind wir nicht genau unterrichtet. Neben kleinen Hinweisen weist aber auch schon der Name Baiern, der auch auf das Land übertragen wurde, darauf hin. Denn Baioarii, wie nun die Markomannen in den alten Berichten genannt werden, bedeutet nichts anderes als die Bewohner des Boierlandes, das heute nach dem gleichen Volksstamm, nur mit anderer germanischer Ableitung, Böhmen heißt. Dieses ging im Lauf des 6. Jahrhunderts den Baiern verloren. Aber von den neuen Sitzen aus drangen sie, als nach der ersten Einigung der deutschen Stämme die erste Ostmark begründet wurde, in das heute österreichische Gebiet vor, das sie, als die Ostmark unter Kaiser Otto neu begründet wurde, nach langen Kämpfen mit den Ungarn endgültig besiedelten. Erst Jahrhunderte später wurde die Grenzmark unter Herzog Heinrich Jasomirgott zu einem selbständigen Herzogtum erhoben und von Bayern getrennt. Aber die Verbindungsfäden sind nie gerissen! Durch all die Jahrhunderte hindurch zogen aus allen deutschen Gauen, vor allem aus dem benachbarten Bayern, Deutsche nach der Ostmark, die durch ihre raumpolitische Bedeutung innerhalb des Reichsgebietes schon früh eine große Bedeutung errang, die sie solange wahren konnte, wie sie ein Bestandteil des Deutschen Reiches war.

Aus einem urgermanischen Stamme sind Schwaben, Bayern und Deutschösterreicher hervorgegangen; sie alle hatten einst ihre Heimat im preußischen Brandenburg, und wo immer sie ihre Sitze während ihrer jahrhundertelangen Züge hatten, überall ließen sie, als sie weiterzogen, Stammesgenossen zurück, die sich von ihrer Scholle nicht trennen mochten oder aus anderen Gründen zurückbleiben wollten oder mußten, und nahmen dafür wieder Jungmannschaften anderer Stämme auf, die auf der Suche nach Land waren. So hat sie die Geschichte tief verwurzelt im Gefüge des ganzen deutschen Volkes, dem Deutschösterreich in unserer Zeit den Führer aller Deutschen schenken durfte.

Der Name „Österreich“ und seine Geschichte

Von Joseph Schnetz, München

Bei einem Einzelmenschen, dem wir innerlich nahe stehen, schätzen wir nicht bloß sein Wesen, sein Denken und Fühlen, auch schon sein Name ist uns teuer, so sehr, daß wir Form und Sinn desselben zu ergründen uns bemühen. Daß es mit einem Lande nicht anders ist, erleben wir in unseren Tagen, wo Österreich durch Adolf Hitler zur unaussprechlichen Freude aller Deutschen mit dem Deutschen Reiche wieder vereinigt wurde. Uns fesselt nicht nur die Schönheit des Landes mit der erhabenen Pracht seiner Berge und dem Glanz seiner ruhmreichen Städte, nicht nur seine Geschichte, die von tapferen Männern und stolzen Taten kündet, nicht nur die Stammeseigentümlichkeit, Mundart, Sitte und Brauchtum der mit uns blut- und schicksalsmäßig verbundenen Bevölkerung, sondern auch der Name gewinnt für uns Bedeutung; es kann niemand wundern, wenn wir von diesem Näheres zu erfahren begehren.

Zunächst sei festgestellt, daß der uns geläufige Name verhältnismäßig spät auftritt. Man gebrauchte zunächst andere Ausdrücke für das Land, aus dem Österreich erwuchs, also das Land östlich der Enns und zu beiden Seiten der Donau, das gegen Ende des 8. Jahrhunderts den Awaren entrissen worden war und danach mit Bayern politisch vereinigt wurde; und zwar bezeichnete man es zuerst nach dem Volke, unter dessen Herrschaft es gestanden war, den Awaren[1]. Karl der Große nannte es Avaria oder partes Avariae, Ludwig der Fromme terra Avarorum, Ludwig der Deutsche provincia Avarorum. Denselben Sinn hat der Ausdruck terra Hunnorum, der sich aus dem Umstand erklärt, daß die Awaren von den Deutschen den mit den Awaren tatsächlich stammverwandten Hunnen gleichgesetzt wurden. Da Slawen einen Teil der Bevölkerung bildeten, versteht man es, wenn — ausnahmsweise — in den dreißiger Jahren des 9. Jahrhunderts die Benennung Sclavinia gebraucht wurde.

Alle diese Bezeichnungen nach den älteren Bewohnern des Landes wurden von solchen abgelöst, die auf die Lage des Landes Bezug nahmen und zu denen im besonderen „Österreich“ gehört. Zuerst treten die Benennungen in lateinischem Gewande auf: Oriens, Orientalis pars Bavariae, Orientalis plaga, Orientalis regio. Mit all diesen Ausdrücken, die von der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ab nachweisbar sind, ist die Grenzmark als der östliche Teil Bayerns charakterisiert.

Die althochdeutsche Entsprechung für diese lateinischen Formen, die sich übrigens bis ins 12. Jahrhundert verfolgen lassen, ist Ostarrîchi. Sie begegnet erstmals in einer Urkunde Ottos III. vom Jahre 996[2], meint also die Ostmark, die nach dem 907 erfolgten Zusammenbruch der karolingischen Ostmark von Otto I. neu aufgerichtet worden war.

Betrachten wir das Wort sprachlich, so gibt es sich ohne weiteres als eine Zusammensetzung zu erkennen von althochdeutsch ôstar „östlich, im Osten (von Bayern) gelegen“ und dem neutralen Substantiv rîchi, das unserem „Reich“ entspricht, aber noch nicht einen so fest umrissenen Begriffsinhalt, wie unser neuzeitliches Wort hat, sondern etwa mit „Herrschaftsgebiet“ zu übersetzen ist; zuweilen wird es sogar in der ganz allgemeinen Bedeutung „Land, Gegend“ verstanden, woraus sich erklärt. daß in Glossen osterriche (Genitiv einmal oostariihhes) dem lateinischen Wort oriens gleichgesetzt wird, für welches anderwärts (bei Tatian und Notker) auch der Ausdruck ostarlant gebraucht wird. Ein

[1] Historische Belege für die Bezeichnung der Ostmark findet man bei Rich. Müller, Blätter des Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich, N. F. XXXV, 1901.

[2] Allerdings ist das eine Urkunde von zweifelhafter Geltung; insbesondere ist die nähere Bestimmung zu ostarrichi: in regione vulgari vocabulo, woraus man geschlossen hatte, daß ostarrichi eine volkstümliche Bezeichnung war, unecht. Dagegen ist die von Otto III. in Rom 998 ausgestellte Urkunde, die Osterriche bietet, unverdächtig.

Beweis für den schwankenden und zuweilen recht allgemeinen Sinn von ahdt. richi, mhdt. riche, ist es, daß im mhdt. osterlant eigentlich „im Osten gelegenes Land“ ganz allgemein genau wie ostarrichi, osterriche unser „Österreich“ meint; die bekanntesten Beispiele für diesen Sprachgebrauch dürften wohl zwei Stellen im Nibelungenlied sein. In der XXI. Aventiure heißt es:

> der (Astolt) wîste si die strâze in daz Ôsterlant
> gegen Mûtâren (= Mautern) die Tuonouwe nider,

und in der XXII. Aventiure lesen wir:

> Ein stat bî Tuonouwe lît in Ôsterlant
> diu ist geheizen Tulne (= Tuln).

Schmeller, Bay. WB. I 170, bringt für diese Verwendung des Wortes Osterland noch einen Beleg aus dem Jahr 1543.

Ostarrichi, Osterriche war also zunächst kein Name im strengen Sinne des Wortes, sonst hätte es nicht mit einem anderen Ausdruck so leicht wechseln können, sondern vielmehr eine recht allgemein gehaltene Lagebezeichnung. Daher ist es nicht verwunderlich, daß wir das Wort auch für andere Gebiete verwendet sehen. So bezeichnet Osterriche an einer Stelle der Traditiones Fuldenses einen der friesischen Ostergaue (für dieses nördliche Gebiet erwartet man -rike; aber die überlieferte Form ist entweder hochdeutsch oder es ist -ch- eine der zuweilen vorkommenden Schreibungen für -k-). Besonderes Interesse aber beansprucht die Stelle in Otfrids Evangelienharmonie (entstanden zwischen 863 und 871):

> Ludouuig ther snello, thes uuisduames follo,
> er ostarrichi rihtit al, so Frankono kuning scal . . .

Hier ist ostarrichi das ganze Deutschland, das dem Frankenkönig Ludwig dem Deutschen gehorcht; es ist nur ein anderer Ausdruck für das im Gegensatz zu „Westfranken“ stehende „Ostfranken“, das Land der osterfrankun = orientales Franci, wie es in einer Trierer Glossenhandschrift heißt.

Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts nun taucht für Österreich noch vor dessen Erhebung zum Herzogtum (1156) plötzlich ein anderer Name auf: Austria. Man begegnet ihm zuerst in dem Namen eines Nantwich de Austria (um 1135—1140), dann in einer Urkunde Konrads III. vom Jahre 1147. Heinrich II. Jasomirgott aus dem Hause der Babenberger, der 1142 Markgraf von Österreich geworden war, wurde seit 1147 vor seiner Erhebung zum Herzog regelmäßig als marchio Austriae bezeichnet.

Die Frage erhebt sich, woher dieser neue Name kam und wie er sprachlich zu beurteilen ist. Wir können diese Frage wenigstens in der Hauptsache beantworten, besonders seitdem der Wiener Geograph Eugen Oberhummer dieses Wort zum Gegenstand eigener Untersuchungen gemacht hat, deren Ergebnisse er in mehreren Abhandlungen der Öffentlichkeit vorlegte[1]. Neuerdings behandelte Paul Kretschmer in einem in der „Glotta“ 26, 1937, S. 207 ff. erschienenen Aufsatz die mit dem Namen Austria verknüpften Fragen. Die nachfolgenden Ausführungen beruhen im wesentlichen auf diesen Arbeiten.

Austria macht zunächst den Eindruck eines lateinischen Wortes, aber es ist in Wirklichkeit deutschen Ursprungs. Der Stamm austr- findet sich im altnordischen, gotischen (vgl. die Austrogoti und s. zu diesen zuletzt meine Ausführungen in Zeitschr. f. Ortsnamenforschung XIII, 36 f.), Angelsächsischen, Altfriesischen, Altsächsischen, Althochdeutschen, Langobardischen und ist demgemäß als gemeingermanisch anzusprechen. Das auf diesem Stamm beruhende Wort fungiert zunächst als Adverb „im Osten, nach Osten“, das im

[1] Der Name „Austria“ in: Festschr. d. 57. Vers. D. Phil. i. Salzburg 1929, S. 152 ff. — „Austria“ und „Australia“ in: Anz. d. Akad. Wiss., Wien 1932, 101 ff.; ferner in: Forschungen und Fortschritte, 9. Jg., 1933, S. 111 ff. — „Österreich und Australien“ in: Mitteil. d. Geogr. Ges. Wien, Bd. 76, 1933, 97—114.

Hochdeutschen zum Adjektiv sich entwickelte. Aus diesem Adverb wurde Austria als Bezeichnung für östliches Land gebildet; es ist nicht nötig, -ia als lateinische Endung aufzufassen, man kann das Wort recht wohl als eine feminine germanische Ableitung mit j — Suffix begreifen; aber näher liegt es immerhin, das Wort als ein Seitenstück zu den vielen nach dem Muster von Italia, Germania, Campania usw. gebildeten Namen anzusehen, also -ia als lateinische Ableitungssilbe anzusprechen.

Bekannt ist, daß anderwärts der Ausdruck Austria viel früher, in merowingischer Zeit, begegnet als Synonym von Auster und Austrasia und als Gegensatz zu Neustrien (Neuster, Neustria)[1]. Austrasia heißt seit 561 der östliche Teil des fränkischen Reiches, der sich von Nordostfrankreich bis über den Rhein erstreckte, während man unter Neustrien das nordwestliche Frankreich verstand; die Grenze bildete die Silva Carbonaria. Kretschmer zeigt, daß die neben Austria liegende erweiterte Form Austrasia jünger als das Ethnikon Austrasius, Austrasii ist und erst zu diesem als Ländername hinzugebildet worden ist[2].

Oberhummer hat darauf aufmerksam gemacht, daß das langobardische Reich des 7. und 8. Jahrhunderts eine analoge Scheidung von Oberitalien in Neustria und Austria kannte und daß sich die Bezeichnung Austria für das später venezianische Gebiet von Friaul noch bis zum 12. Jahrhundert erhalten haben soll. Auf deutschem Boden dagegen wurde Austria[3] im 8. Jahrhundert für einen Teil des merowingischen Austrasia gebraucht, und zwar den, der ungefähr den jetzigen fränkischen Kreisen Bayerns entspricht[4]. Es ist nicht unmöglich, daß von diesem fränkischen Austria die Benennung Austria für Österreich ausging. Es ist ja doch ein fränkisches Geschlecht, die Babenberger, unter denen erstmals Österreich unter diesem Namen erscheint. Die neue Bezeichnung kann also recht wohl als eine Übertragung verstanden werden[5]. Aber die germanische Herkunft des Namens war in der Zeit dieser Übertragung sicher vergessen. Man betrachtete ihn als lateinische Entsprechung zu „Österreich". Tatsächlich steht fest, daß das lateinische Wort für

[1] Kretschmer a. O. erinnert an die in der Fredegarschen Chronik vorkommenden Formen Neaustria, Neauster, Neaustrasia, -asii und deutet davon ausgehend das vielumstrittene Wort als „Neu-Austrien"; das betreffende Land sei so bezeichnet worden, weil es später als die von den ripuarischen Franken besiedelten Gebiete besetzt worden sei.

[2] Das Suffix -asius ist fremd, zweifellos gallischen Ursprungs; wir finden es bei verschiedenen keltischen Wörtern. Für besonders klar halte ich den Eigennamen Nantuasius; er gibt sich deutlich als eine Ableitung von gallisch nantu „Tal" zu erkennen und ist etwa zu übersetzen mit: der zum Tal Gehörige. Er entspricht nach meiner Ansicht recht genau dem ahd. taling, das in dem kärntnischen Ortsnamen Dalling, 12. Jahrhundert Talingen vorliegt. Den Ausdruck Austrasii vergleicht Kretschmer mit guten Gründen mit dem deutschen Wort osterlindos (Akkus.), das in den Metzer Annalen (9.—10. Jahrhundert) erwähnt wird.

[3] Auffällig ist der Diphthong au, da sich dieser im Deutschen vor Dentalen zu ô entwickelte. Doch hielt sich au im Fränkischen bis über die Mitte des 8. Jahrhunderts. Nach dieser Zeit konnte sich Austria als Gelehrtenwort weiter behaupten. Ein Beispiel für das Weiterleben einer archaischen Form ist auch das Namenselement -gaut; so begegnen die Personennamen Gautebertus, Leutgaut noch in einer Zeit, wo der reguläre Lautstand bereits goz verlangte.

[4] Interessant ist eine anderweitige Einschränkung des Begriffes Austria. In der Gest. Abbat. Trudonensium continuatio tertia lesen wir: Austrie que nunc Lotharingia nuncupatur, und in der von 1237 geschriebenen Sächsischen Weltchronik wird von dem hertogen Diderike van deme Westerlande geredet, womit Oberlothringen gemeint ist. Für Westerlant kommt dann der Name Westerreich auf, der in der Form Westrich als Bezeichnung für die Gegend um Zweibrücken heute noch lebendig ist.

[5] Ich glaube nicht, daß die Benennung Austria für die Ostmark unabhängig, ohne historischen Zusammenhang mit dem in der Merowingerzeit aufgekommenen Ländernamen, entstand, daß sie also rein sprachlich, als Synonym von Oriens, zu werten wäre, wie Kretschmer, wenn ich ihn recht verstehe, meint. Denn im Altbairischen gab es zu der Zeit, wo der Name für die Ostmark hätte aufgebracht werden können, kein au vor Dentalen mehr. Die im 8. Jahrhundert in Eigennamen vereinzelt auftretenden au (Aurilianus, Audo, Cauzo [i. J. 804].) sind aus älterer Zeit festgehaltene, nicht mehr zeitgemäße Namenformen, während es sich bei einem Namen für die Ostmark um eine Neubildung handeln müßte. Etwas anderes ist es natürlich mit der Bezeichnung für Nordwestfrankreich und das östlich sich anschließende Gebiet, die, wenn auch in späterer Zeit eingeschränkt gebraucht, ununterbrochen erhalten blieb; denn diese stammte ja aus dem 6. Jahrhundert.

Südwind, auster, mit dem besprochenen germanischen austra- urverwandt ist und daß beide in zahlreichen indogermanischen Sprachen Seitenstücke haben. Nur weist auster als einzige Ausnahme im Reigen der hierher gehörigen Wörter eine Bedeutungsverschiebung auf, die Oberhummer durch die Annahme erklärt, daß die Italiker die Achse Italiens falsch orientiert, nämlich stark nach Osten verschoben und auf diese Weise den auster genannten Wind aus dem östlichen in den südlichen Quadranten gedrängt hätten.

Dafür, daß man im 12. und in späteren Jahrhunderten Austria als lateinische Bezeichnung für Österreich faßte, ist der Umstand ein Beweis, daß das von auster abgeleitete lateinische Adjektiv australis, das in eindeutiger Weise den Sinn von „südlich" hat, auch mit Beziehung auf Österreich und seine Bewohner gebraucht wurde. Schon Heinrich Jasomirgott wird 1156 dux Australium genannt. Bis zum 16. Jahrhundert lassen sich vereinzelte Beispiele für diesen Sprachgebrauch (Australis provincia, terra Austrālis) nachweisen.

Aber das alles sind nur gelehrte Bildungen gewesen. Im deutschen Volk hat der Stamm Austr-, der allerdings in einem großen Teil des Auslandes durchgedrungen ist (vgl. ital. und span. Austria, austriaco, franz. Autriche, autrichien, engl. Austria, Austrian, ungar. Ausztria, osztrák usw.), nie Wurzel gefaßt. Aber einer Fernwirkung des Namens Austria, die von A. Lodewyckx, Professor an der Universität in Melbourne, und von Oberhummer aufgedeckt und erörtert worden ist, sei noch gedacht.

Wer möchte es glauben, daß eine Beziehung zwischen dem „lateinischen" Namen für Österreich und der im 16. Jahrhundert aufgekommenen Bezeichnung für das große unbekannte Südland der Erdkugel besteht? Und doch ist es so. Der spanische Seefahrer Quirós, Untertan des habsburgischen Königs Philipp III., erblickte im Jahre 1606 die vorher unbekannte Hauptinsel der Neuen Hebriden und glaubte damit das von ihm erträumte große, bis zum Pol sich erstreckende Südland entdeckt zu haben, dem er den Namen gab „Austrialia del Espiritu Santo". Wie Lodewyckx und Oberhummer gezeigt haben, ist Austrialia von Quirós bewußt nach Austria als der Heimat der habsburgischen Dynastie von Spanien gebildet worden[1]. Daß Australia, wie man seit 1611 an Stelle der von Quiros gebrauchten Form sagte, im 19. Jahrhundert die Bezeichnung für den 5. Kontinent wurde, ist allgemein bekannt.

Der Name „Österreich", welcher durch die Konkurrenz seiner lateinischen bzw. für lateinisch gehaltenen Entsprechung niemals hat ernstlich gefährdet werden können, ist eine ewige Erinnerung an die dem Lande von Anfang an gestellte Aufgabe, Hüter des Deutschtums im Osten zu sein, eine Aufgabe, die es in allen Stadien einer wechselnden, in Höhen und Tiefen sich bewegenden politischen Entwicklung treu und stark erfüllt hat.

[1] Auch das i in Austrial- beweist deutlich, daß Quirós bei seiner Namenbildung von Austria ausging; australis, Australia dagegen sind Ableitungen von dem Substantiv auster.

Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen.
Oh, Deutschland, Vaterland!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächtiger und edler, als wie deines!

Grabbe

Walther von der Vogelweide, der Sänger der deutschen Ostmark

Von J. O. Plaßmann

Selten ist es, daß uns ein Mann als die lebendige Verkörperung eines ganzen Zeitalters, eines Landes oder einer Geisteshaltung erscheint, an der sich nach ihm Unzählige für lange Zeit oder für immer ausrichten. Im deutschen Mittelalter mit seinem Vorwiegen des Typischen, wie wir es uns heute noch vorzustellen pflegen, dünkt es uns noch unwahrscheinlicher als sonst. Man hat sich an die Vorstellung gewöhnt, daß die Kirche als Beherrscherin aller Lebensgebiete auch den Lebensäußerungen des Mittelalters ihren unauslöschlichen Stempel aufgeprägt habe, und daß dieser Stempel, selbst wenn ein Weiterleben der germanischen Substanz zugestanden wird, dem Wesen doch seinen vorbestimmten Ausdruck verliehen habe. Und da erscheint es denn wie ein jähes Erwachen, wenn mit einem Male auch der „Laie“ anfängt zu reden, wo sonst nur die Kirche dies Recht für sich in Anspruch genommen; nicht um zaghaft und bescheiden zu stammeln, sondern wuchtig und scharfgeschliffen die Worte zum Angriff zu fügen, wie es im ganzen Abendland bisher nicht erhört gewesen war.

Das Typische, man kann sogar sagen das Modische, waltete ja stark auch in den Werken ausgeprägter Persönlichkeiten wie in dem großen Idealbild deutschen Mannestums, das Wolfram von Eschenbach als einen Ausdruck der ghibellinischen Reichsidee gezeichnet hat, oder bei Gottfried von Straßburg, der vielleicht das Zierlichste und Formvollendetste gedichtet hat, was je in mittelhochdeutscher Sprache gesagt worden ist. Bei allen steht im Mittelpunkte des Dichtens und Denkens die Minne, jene große Göttin des Zeitalters, die aller Dichtung ihr unerschöpfliches Thema gab. Aber Wolfram führt sie aus aller höfischen Begrenzung hinaus in das Mysterium der ehelichen Liebe und Treue, die nur im germanischen Denken und Fühlen ein Mysterium werden konnte. Gottfried enthüllt, trotz aller leichtbeschwingten Außenseite, die Tragik der bedingungslosen Liebe und ihres unlöslichen Konfliktes mit Satzung und Dogma. Walther gibt jenem nichts an Tiefe, und diesem nichts an Beschwingtheit nach; aber seine Minne greift weit über Mysterium und Tragik hinaus, sie umfaßt das handelnde völkische Leben; sie ist untrennbar von Mannentreue und Kampfbereitschaft, und höher als alle höfischen Ideale, die übrigens kaum ein anderer so wie er mit echter Empfindung durchdrungen hat, steht ihm Ehre und Ansehen des Reiches und seines höchsten Führers. An Walther von der Vogelweide erleben wir zum ersten Male die bedeutungsvolle Erscheinung, daß ein Dichter, ein echter Dichter von Beruf und Gnaden, zum politischen Dichter wird; ja, wenn man ihn nach seiner Wirksamkeit einschätzt, zum aktiven Politiker, der drei deutschen Königen ein Herold und Mahner und einem vierten selbst ein Erzieher gewesen ist.

Nur dadurch wird es verständlich, daß der Schöpfer der süßesten und echtesten Liebeslieder zugleich ein urgewaltiger Hasser war, der gegen die Feinde der deutschen Nation Grimm- und Hohnworte gefunden hat, wie keiner vor ihm und wie nur wenige nach ihm. Und vielleicht wäre er das alles noch nicht geworden, hätte ihm nicht das Schicksal das Los manches großen Deutschen zugeteilt, daß er sich mühsam und unter mancherlei Widerständen durchsetzen mußte, wobei seine mannhafte, allen Bücklingen abgeneigte Natur ihm noch oft genug im Wege gestanden haben mag. Kaum eine Urkunde meldet etwas von seinem Leben; und doch läßt sich dies aus seinen eigenen Liedern und Sprüchen mit einer Deutlichkeit wie bei kaum einem anderen Dichter seiner Zeit ablesen. Denn er stand immer den Brennpunkten des Zeitgeschehens nahe, nicht durch hohe Geburt oder hohes Amt, sondern durch seine eigene brennende Anteilnahme, hinter deren Leidenschaftlichkeit eine Persönlichkeit gestanden haben muß, die sich bei den Reichsfürsten und

bei drei Königen von selbst ein Ansehen verschaffte, das in einzelnen Fällen bis zur persönlichen, vertrauten Freundschaft ging. Die politische Wirkung eines Sängers der damaligen Zeit ist mit der eines Dichters von heute nicht zu vergleichen. Was heute geschrieben und in Millionenauflagen gedruckt wird, das ging damals von Mund zu Mund, wurde in Schenken und auf Gassen, wie auch an Fürstenhöfen gesungen und gesagt, und



Walther von der Vogelweide. Aus der Manessischen Liederhandschrift

die Wirkung war unmittelbarer und stärker, weil sie persönlicher war. Walther hat diese unmittelbare politische Wirkung gehabt; das wird ihm sogar von seinen welschen Gegnern bestätigt.

Der Schauplatz, auf dem sich das Leben dieses Deutschen abgespielt hat, war im wesentlichen das Land Österreich — in dem Umfange, in dem es heute seine Wiedervereinigung mit dem Deutschen Reiche feiern kann. Das ist gewiß kein Zufall, denn in der alten Ostmark und in dem benachbarten Alpenland hatte der Reichsgedanke früher als anderswo feste Wurzeln geschlagen; die Ungarnkämpfe der Sachsenkönige hatten den ersten Grund dazu gelegt, und noch jahrhundertelang hatten bayrische und fränkische Markgrafen den

alten Kampf fortsetzen müssen. Die Wiege des Dichters stand an der brausenden Eisack; in der Gemeinde Telfes, eine Stunde von Sterzing, hat wohl der Vogelweidehof gelegen, von dem der Ritter und Dichter seinen Namen trug; heute erinnert nur noch ein Wald an den Namen des einstigen Rittersitzes. Eine ragende Burg ist dieser sicher nie gewesen, sondern ein sehr bescheidener Hof, der jährlich ganze drei Pfund Steuern abwarf, wie eine alte Urkunde berichtet. Und doch hat Walther diese Heimat geliebt, wie ein Eichendorff die seine; denn der Hochbetagte hat beim Wiedersehen mit ihr eines der ergreifendsten Lieder gedichtet, die ihm je gelungen sind. Die Jugend muß äußerst dürftig gewesen sein; ein Erbe hat er niemals angetreten, und das Lehen, das er sich zuletzt ersungen und erkämpft hat, lag weit entfernt von der bergigen Heimat.

Tirol war in Walthers Jugendzeit — er mag etwa um 1170 geboren sein — ein sehr sangesfreudiges Land, und mit dem einen oder anderen seiner jugendlichen Singgenossen hat er später noch Fühlung gehabt. Für einen armgeborenen Ritter, dem sein Vater kaum die notdürftigste ritterliche Ausrüstung mitgeben konnte, bot das Land jedoch wenig Möglichkeiten, und so hat sich der junge Walther wohl schon bald nach der Schwertleite, als er sich dem zwanzigsten Lebensjahre näherte, das heimatliche Tal verlassen, um sein Glück anderswo zu suchen. Die Wahl wurde ihm nicht schwer, denn die Donaustadt Wien, lange eine Vollwerk gegen die wilden Völker des Ostens, hatte sich als Haupt einer blühenden Landschaft schnell zu einer der ersten Städte des Reiches entwickelt. Die österreichischen Herzöge aus dem fränkischen Hause der Babenberger führten zu Wien einen glänzenden Hof; zum ersten Male drang der Ruf der Donaustadt als Sitz der kunstfreudigsten und freigebigsten deutschen Fürsten in alle deutschen Lande. Der arme junge Ritter aus Tirol fand einen ganzen Schwarm von jungen und alten Sangesgenossen vor; noch war er ein Anfänger in der Kunst, aber er fand einen trefflichen Meister in dem Sänger Reinmar, den man den Alten nennt. Es dauerte nicht lange, da übertraf der Schüler den Meister, dessen hoher Kunst er aber noch bei seinem Tode ehrend gedacht hat. Seiner Lehrzeit in Österreich, die ihm die Blüte seines Lebens und seiner Kunst überhaupt gebracht hat, bewahrte er immer eine dankbare Erinnerung:

„ze Osterrîche lernde ich singen unde sagen".

Vor allem Herzog Friedrich, sein erster Gönner, wird wegen seiner Freigebigkeit von ihm gepriesen:

„des fürsten milte ûz Osterrîche
freut dem süezen regen gelîche
beidiu liute und ouch daz lant..."

In dieser glücklichen Zeit, da nach dem Tode des Kaisers Friedrich sein Sohn Heinrich VI. mit eiserner Hand das Reich lenkte und weltweite Politik trieb, sind Walthers schönste Liebeslieder entstanden, die, wie „Under der linden an der heide", unvergessen und unvergeßlich sind, und die nur mit Mozartscher Musik verglichen werden können. Und doch, hätte dieses Leben in der schönen Donaustadt weitere Jahrzehnte gedauert, so wüßten wir heute vielleicht nur von einem Minnesinger mit Namen Walther, nicht aber von dem leidenschaftlichsten politischen Dichter, den Deutschland vor Ulrich von Hutten hervorgebracht hat. Im Jahre 1197, kurz vor der Vollendung deutscher Weltherrschaftspläne, fand Heinrich VI. in seinem sizilianischen Reiche den Tod. Im nächsten Jahre starb Walthers Freund und Gönner, Herzog Friedrich von Österreich, dessen Nachfolger Leupold dem ganzen singenden Hofstaat zunächst wenig geneigt war. Des Kaisers Tod war kaum gemeldet, da begann der Streit um seine Nachfolge; der alte Streit zwischen Staufen und Welfen, aus dessen Schlichtung einst das Herzogtum Österreich hervorgegangen war, brach wieder auf, verschlimmert durch einige Dutzend Sonderinteressen

fürstlicher Gernegroße, die Walther spöttisch die „Zirken" (Krönchen) oder die „armen Könige" nennt. Für ihn gab es keinen Zweifel, wem die Krone gebühre: dem Vertreter des Reichsgedankens, und das war ein König aus staufischem Hause. Heinrichs VI. dreijähriger Sohn Friedrich war in Palermo in der Gewalt von Arabern und Aufrührern; ihn konnte nur der einzig überlebende von Barbarossas Söhnen vertreten: Philipp, der zugleich unter diesen fünf Söhnen der schönste und liebenswürdigste war.

Noch von Wien aus schleuderte Walther seine ersten politischen Gedichte hinaus, die ebenso gedankentief wie leidenschaftlich den Standpunkt verfechten, den man später als ghibellinisch bezeichnete, in denen er aber vor allem leidenschaftlich den Reichsgedanken vor allen Sonderbelangen (auch denen einer fremdgeistigen Macht) verficht:

„bekêrâ dich, bekêre! die zirken sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf, und heiz sie treten hinder sich!"

Nach der Ermordung Philipps durch Otto von Wittelsbach (1208) verließ Walther den königlichen Hof und lebte einige Zeit bei Herzog Bernhard von Kärnten, aber der ständige Zwist mit den „hovebellen" (Hofschranzen) ließ ihn dort nicht recht warm werden. Er richtete sehnende Blicke nach Wien, doch war ihm Leupold noch immer nicht recht hold, und so folgte er gern dem Rufe des Landgrafen Herman von Thüringen. Walther war sein Gast auf der Wartburg und in Eisenach, bis ihn das politische Geschehen wieder in die Schranken rief.

Zwischen Otto IV. und dem Papste brach derselbe Streit aus, der schon vorher Kirche und Reich entzweit hatte.

Walther lebte in dieser Zeit im kaiserlichen Hoflager, nicht aus Zuneigung zu Otto IV., der roh und gewalttätig war und außerdem zur Trunksucht neigte, was Walther ihm mit größter Offenheit vorwarf. Er diente der Sache des Reiches, dessen Gedanke in ihm lebte; und so hielt er Otto auch noch in der Not die Treue, als der jugendliche Staufe Friedrich über die Alpen gestiegen war und immer größere Teile Deutschlands sich ihm anschlossen. Selbst als bei Bouvines die Waffen gegen den Welfen entschieden hatten, blieb er noch eine Zeitlang bei dem Gestürzten in Köln, bis dessen völliger moralischer Zusammenbruch auch die letzten Getreuen von ihm scheuchte. Von nun an war auch für Walther wieder die staufische Sache die Sache des Reiches. Der jugendliche König, der Deutschland bisher nicht gesehen hatte, kannte den hohen Ruf des Sängers, mit dem er wohl durch den Kanzler Engelbert von Köln bekannt geworden ist; er belohnte endlich die Verdienste des wortgewaltigen Kämpen durch ein Lehen, das in der Nähe von Würzburg lag und den armen Fahrenden weiterer Sorgen enthob. Walther stand jetzt im Anfang der vierziger Jahre; vor zehn Jahren noch hatte ihm der Bischof Wolfger von Passau gegen die Winterkälte einen Pelzrock schenken müssen, andere Fürsten hatten ihn nach altem Brauche durch gelegentliche Geschenke oder durch Gastfreundschaft unterstützt.

Die Entsendung des Staufen Friedrich nach Deutschland war wieder ein Schachzug des römischen Papstes gewesen; aber selten hat sich ein Schlag so gegen seinen Urheber gewandt, wie dieser. Das Zerwürfnis zwischen Kaisermacht und Kirchenmacht war so unausbleiblich wie zuvor; Friedrich wurde im Laufe seiner langen Regierungszeit der grimmigste Gegner der politischen Kirche, die sich von seinen Schlägen nie wieder ganz erholt hat, und Walther hat ihn in diesem Kampfe unterstützt, solange er lebte. Wir dürfen annehmen, daß er auf seinem fränkischen Lehen geheiratet hat, obschon uns sein Geschlecht urkundlich nicht wieder begegnet; vielleicht floß in dem benachbarten Rittergeschlechte von Hutten ein Tropfen von seinem Blute, das dann in dem jungen Ulrich von Hutten zu Geist und Wort wiedererwacht ist. Müßige Ruhe auf seinem Gute war trotz aller Freude über das gewonnene Lehen nicht Walthers Sache. Er weilte oft im

Das Deutschlandlied Walthers von der Vogelweide in der Manessischen Handschrift
Die Strophenfolge ist in der Handschrift geändert, die dritte Strophe gehört an den Schluß

Hoflager von Kaiser Friedrich, wenn dieser in Deutschland war, und bald zog es ihn auch wieder in sein geliebtes Österreich, wo er als Gast des Herzogs Leupold weilte, mit dem ihn jetzt eine aufrichtige und herzliche Freundschaft verband. In reiferen Jahren, um 1220, wurde er von Kaiser Friedrich als Erzieher seines jugendlichen Sohnes Heinrich berufen; ein Amt, in dem er sich freilich bei der schwierigen Natur des Zöglings wenig wohl fühlte, und das auch seiner offenen, allem Höflingswesen abholden Natur so widerstrebte, daß er es nach etwa einem Jahre niederlegte.

An Österreich hat er zeitlebens am meisten gehangen; hier hatte er die glücklichste Zeit seiner Jugend verlebt, von hier aus hatte sich sein Blick auf das Ganze des großen Reiches geweitet, das ihm die strahlende Verkörperung der „tiutschen zunge", der deutschen Nation war. Hier muß auch das berühmte Lied entstanden sein, in dem zum ersten Male ein voll entwickeltes deutsches Nationalgefühl Gestalt gefunden hat, und das wir daher das erste Deutschlandlied nennen dürfen:

> Ir sult sprechen willekommen!
> Der iu maere bringet, daz bin ich.

Das Lied ist zu seiner Zeit berühmt gewesen und viel gesungen worden; von ihm rühmt der Ritter Ulrich von Liechtenstein:

> Daz liet mir in daz herze klanc, ez tet mir inneclichen wol,
> wan ich dâ von wart freuden vol.
> Ez dûht mich süeze, ez dûht mich guot,
> von im wart ich vil hôchgemuot.

Sein deutsches Nationalgefühl war für Walther nicht etwas Abstraktes und Anempfundenes, es beruhte auf persönlichstem Erleben, denn er hatte das herrliche Deutschland von Osten nach Westen, von Süden nach Norden durchwandert, wie er überhaupt eine ganz anschauliche, räumliche Vorstellung von dem Reiche und seinen Bewohnern hat:

> Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore (Mur),
> Vom Pfâde (Po) unz an die Trabe (Trave) erkenne ich al ir fuore.

Und das Urteil fällt er in seinem Deutschlandlied:

> Von der Elbe unz an den Rîn
> und herwider unz an der Unger lant
> mugen wol die besten sîn,
> die ich in der werlte hân erkannt.

Dies Lied ist in Österreich zuerst gesungen — ein ewiges Vermächtnis für dies deutsche Land und alle anderen Länder „von der Trave bis an die Mur". — In seinen letzten Lebensjahren hat Herr Walther auch seine Tiroler Heimat wiedergesehen; es war wohl 1228, als ein kleines Heer von Kreuzfahrern über den Brenner nach Italien und Apulien zog, dem Walther das Geleite gab, vielleicht nur bis an seinen väterlichen Hof. Dies Wiedersehen mit der Heimat hat ihn zu einem seiner schönsten Lieder angeregt; es ist eins der ersten, in denen das deutsche Heimatgefühl — „liut unde lant da ich von kinde bin erzogen" — echt deutschen Ausdruck findet. Zu Anfang der dreißiger Jahre ist er auf seinem Lehen gestorben. Wir kennen seinen Hof nicht mehr; sein Grab lag im Grashofe des neuen Münsters zu Würzburg, unter einer Linde in dem vom Kreuzgang umschlossenen „Lusamgärtlein". Unvergänglich aber sind seine Lieder, unvergänglich ist sein hohes deutsches Gefühl, das ihm zum ersten Male im deutschen Österreich erwachte, „der Pulsader im Herzen Deutschlands".

8*

Germanische Namen in Österreich

Die Vornamen im mittelalterlichen St. Pölten

Von Gilbert Trathnigg

1934 arbeitete ich den gesamten Bestand an Familien- und Taufnamen der niederösterreichischen Stadt St. Pölten von ihrer Gründung bis 1400 durch. Die namenskundliche Veröffentlichung der Familiennamen erschien 1935 mit genauen Quellenangaben für jeden einzelnen Namen in der sippenkundlichen Zeitschrift „Der Wegweiser", die damals von ihrem Begründer Pg. Hans Berner-Wien geleitet wurde. Der Plan, im Anschluß an die Familiennamen auch die Vornamen zu behandeln, wurde durch seine Verhaftung aus politischen Gründen, die ihm die weitere Herausgabe der Zeitschrift unmöglich machte, verhindert. Äußere Umstände ließen die Veröffentlichung bis heute nicht zu, und so fügte es sich, daß der Aufsatz, der seinerzeit aus politischen Gründen nicht erscheinen konnte, nun im Zeitpunkt der Wiedervereinigung Deutschösterreichs mit dem Reiche erscheint.

St. Pölten — 60 Kilometer westlich von Wien an der Bahnstrecke nach Passau — war während der untersuchten Zeit ein kleiner Ort mit Stadtrecht, der mit der rein bäuerlichen Umgebung eng verwachsen war. Anderseits aber war er durch seine verkehrsgeographische Lage und durch das stattliche Augustinerchorherrnstift doch soweit mit den Zeitströmungen in Verbindung, daß er gerade für solche Untersuchungen, die zunächst einmal einen Durchschnittswert für die Gewohnheit bei der Namenwahl und ihrer zeitlichen Bedingtheit erkennen will, besonders geeignet erscheint.

Für die Vornamenlisten, die der eigentlichen kleinen Untersuchung vorangestellt werden müssen, sind folgende Abkürzungen gebraucht:

S = Die Zahl gibt an, wie oft der Name im gesamten Zeitraum gebraucht wurde. Zum Beispiel Conrad S 71: von 1150—1400 hießen 71 Menschen Conrad.
a = 1150—1200
b = 1200—1250
c = 1250—1300
d = 1300—1350
e = 1350—1400.
? = Die Einordnung des betreffenden Namens in die Gruppe der deutschen (d. h. der altererbten Vornamen) oder der fremden, meist durch die Kirche eingeführten Vornamen ist nicht vollkommen sicher.
() = In Klammer wird meist die lateinische Endung, die durch den geistlichen Schreiber dem deutschen Namen angehängt worden war, wiedergegeben. Die Namen werden grundsätzlich in der Form gebracht, die die Mehrheit der urkundlichen Nennungen zeigte. Abweichungen sind teilweise in Klammer nebengesetzt. Sämtliche Abweichungen finden sich ebenso wie die Belege in der obengenannten Arbeit im „Wegweiser".

Deutsche Vornamen

	S	a	b	c	d	e
Adalbert	1	1				
Albeich	1					1
Alber	3				3	
Albert(us)	7				3	4
Albrecht	1				1	
Alheidis	3				1	2
Arnolt	1	1				
Alram	2				2	
Altmann	3				3	
Anzo	1	1				
Aribo	1	1				
Penzo	1	1				
Berhardus	1	1				
Perchtold	6	1			1	4
Pernger	1				1	
Pernold	2	1				1
Phales (?)	1				1	
Pilgreim	3		1	1	1	
Chnechtrich	1	1				
Chobolt	1				1	
Cholman	2					2
Chreftel	1					1
Chunigund(is)	9				7	2
Chumla	1				1	
Chuno	1	1				
Conrad	71	1		4	29	37
Diemud(is)	1	7				1
Dietmar	1					1
Dietpold	1					1
Dietrich	7				4	3
Dietlo	1			1		
Dietlin(us)	1					1
Eberger	1	1				
Eberhard	3	1			2	
Eberlin	3	1				2
Ekkel	3	1			2	
Ekkenger	2				2	
Engelein	1				1	
Engelmar	3	1				2
Engelschalch	5				4	1
Erko	1					1
Velklin(us)	2					2
Volkmar	1					1
Franckh	1					1
Fridbert	1	1				
Fridrich (Fridreich)	29	1			6	22
Fridl	2				2	
Vrostlin(us)	1					1
Gerdraut	3				1	2
Geisele	3				1	2
Gerunch	5				4	1
Gottfried	3	1		1	1	
Gundolf	1				1	
Heinrich	85	1	1	3	37	43
Heintzlo	6				6	
Helmbeich	1					1
Herword	2				1	1
Herel	2					2
Hermann	6				2	4
Hertel	1					1
Hertweig	1				1	
Hilpert	1	1				
Holfard(us)	1					1
Ingilmar	1	1				
Irenfrid	1					1
Lanco	1	1				
Läutwin(us)	1					1
Leublin(us)	9					9
Leubmann(us)	1	1				
Leupold	8	1			6	1
Leo	2				1	1
Leb	2					2
Leutold	4				2	2
Leutlin	1				1	
Liebhard	3				1	2
Liefhard	1				1	
Mandl	1					1
Marquard	4		1	1	1	1
Mechthild	1				1	
Meinhalm	1				1	
Meinhard	3			1	2	
Me(i)ndl	4					4
Meingoz	1					1
Nantger	1	1				
Olram	2				2	
Ortlin(us)	2					2
Ortolf(us)	2					2
Ortwin	1	1				
Otto	24			1	7	16
Razo	1	1				
Reginbert	1	1				
Reydo	1					1
Reinbot	2	1			1	
Reinbreht (-brecht)	2	1			1	
Reindl	1					1
Reinhart	1					1
Ruodbert	1	1				
Rüdeger	1				1	
Rudlo	1				1	
Rüger	1				1	
Ruedlin	3				1	2
Rudolf	4	1		2	1	
Rundolf	1				1	
Seibot	1				1	
Seidlo	16				5	11
Sifrit	4				3	1
Sigbot	1	1				
Sighart	1			1		
Starchant	1				1	
Sweygund	1				1	
Sweigmuete	1				1	
Tüngel	1					1
Uodalricus (-rich)	1	1				
Ulr(e)ich	37				13	24
Walberam	1				1	
Walpot	1				1	
Walbraun	4					4
Walchun(us)	2	1			1	
Walther	1				1	
Weyggand	4					4
Weickhart; Wichhard	2				2	
Wernhard	2				2	
Wernher	1					1
Wezil (?)	1	1				
Wiglo	2				1	1
Wisent	2	1			1	
Wighalm	1				1	
Witigo	1					1
Wolfhart	9				4	5
Wolflin	4					4
Wolfram	1	1				
Wulfing(us)	1				1	

Fremde (kirchliche) Vornamen

	S	a	b	c	d	e
Agnes	1					1
Andreas	14				3	11
Anna	4					4
Bartholome	1				1	
Cathrein	5					5
Kristein	1					1
Christian	1					1
Elisabeth (Elspet)	4				2	2

	S	a	b	c	d	e		S	a	b	c	d	e
Erasem	1				1		Mert	3					3
Georg	1					1	Michel	6					6
Georius	6				1	5	Nicolaus (Nycla)	47				9	38
Hans	6				1	5	Paulus	4					4
Jacobus	14				1	13	Peter	22				6	16
Johannes	20				2	18	Philippus	7					7
Jans	6				3	3	Ponikel	2				2	
Laurencius	1					1	Stephanus	16				1	15
Luenz	1					1	Symon	10				1	9
Margareth	4				2	2	Thomas	3					3
Mathias	2					2	Veit	1				1	

Das erste Ergebnis, das ein Blick über die Listen gibt, zeigt, daß kirchliche Vornamen erst nach 1300 auftreten. Die genaue Zeit, wann die ersten kirchlichen Vornamen gewählt wurden, läßt sich nicht mehr feststellen, denn die Taufbücher jener Zeit sind nicht erhalten, wir können nur am Auftreten der Namenträger als erwachsene Menschen in öffentlichen Urkunden, Protokollen und Kaufbriefen feststellen, daß um die Jahrhundertwende der neue Brauch eingesetzt hat und sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker durchsetzt. Die ersten häufigeren Vorkommen sind dabei etwa in den zwanziger Jahren zu beobachten. Und schon hier ergibt sich im Brauch der Namenswahl ein zweiter deutlicher Unterschied gegenüber der früheren Zeit. Während diese die deutschen Namen so auswählte, daß der Sinn des Namens, einen Menschen von dem anderen auch bei der Anrede oder Nennung von den übrigen Menschen zu unterscheiden, im wesentlichen noch bewußt ist, ist dies bei den neu eingeführten kirchlichen Vornamen nicht mehr der Fall. Sie sind schon im Zeitabschnitt d selten einmalig, treten gleich in kleineren Gruppen auf, so daß von den Menschen jener Zeit, deren Namen wir kennen, 2—9 den gleichen Vornamen führen. In den nächsten 50 Jahren verstärkt sich dieses Bild noch mehr. Die Zahl der Namen, die nach unserer Kenntnis nur ein einzelner führt, ist zurückgegangen, einige Namen, die bei dem ersten Auftreten dabei waren, sind weggefallen. Die beliebteren Namen aber, die sich durchsetzen konnten, werden nun gleichzeitig von 2—38 Menschen geführt. Dies läßt sich aber nicht etwa durch das jetzt einsetzende starke Anschwellen der Belege überhaupt erklären, denn der Vergleich mit den altdeutschen Vornamen zeigt, daß diese mit Ausnahme von ausgesprochen beliebten Namen wie Conrad und Heinrich auch in dieser Zeit nur von wenigen Menschen, meist 2—3, geführt wurden. Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied in einer kleinen Rechnung: die Anzahl der Menschen, die entweder deutsche oder kirchliche Namen tragen, durch die Anzahl der betreffenden Namen geteilt, ergibt einen Durchschnittswert, der angibt, auf wieviel Menschen bei gleichmäßiger Verteilung der vorhandenen Namen einer von diesen käme. Dies ergibt bei den altdeutschen Namen mit Einschluß der besonders beliebten Namen in a 38:38 = 1, in b 3:3 = 1, in c 17:11 = 1,7, in d 208:70 = 2,97, in e 260:63 = 4,12; bei Vernachlässigung der obengenannten zwei Namen: in d 132:69 = 1,76, in e 179:61 = 2,93, während die gleiche Untersuchung der kirchlichen Vornamen in d 35:15 = 2,33, in e 176:25 = 7,04 ergibt.

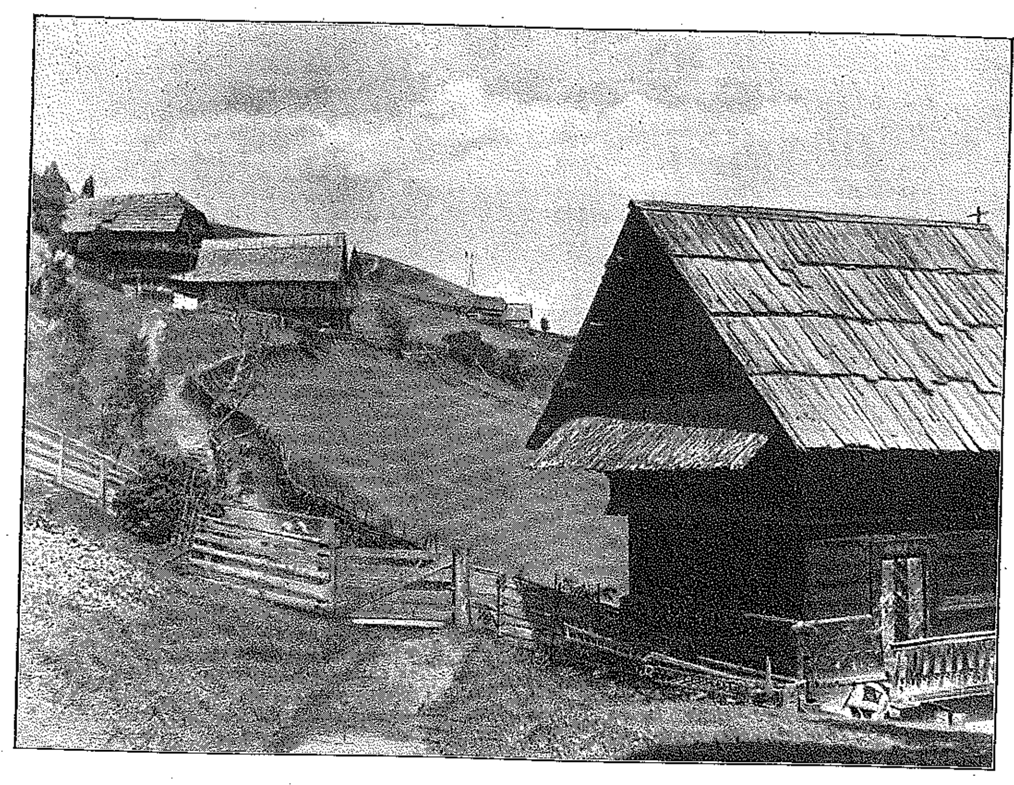
Wie weit die altgermanischen Gepflogenheiten, die den Namenbestand einer Sippe bestimmten, noch wirksam waren, konnte wegen der Zufälligkeit der Überlieferung der einzelnen Namen nicht überprüft werden. Doch scheint einerseits der alte Brauch, Kinder nach den Großvätern zu benennen, ebenso eingewirkt zu haben wie die Heldensage, auf die Dr. J. O. Plaßmann (Germanien 1937, S. 356) verwies. Auch die Beliebtheit einzelner Namen läßt sich zum Teil aus den Namen der deutschen Kaiser und der Landesherren erklären. Für den ganzen Zeitraum bis 1300 kann der Folgerung Plaßmanns (a. a. O.), „die Helden und Heldinnen der germanischen Sage“ und, wie wir zufügen müssen, der deutschen Fürsten „waren für die Deutschen ungleich beispielgebender

als alle Gestalten der Bibel und der Legende“, nur zugestimmt werden. Aber wie erklärt es sich nun, daß um 1300 das alte Ahnenerbe, das in den Namen noch bis in das hohe Mittelalter nachwirkte, so zurückzutreten begann? Und dies gerade in einem Land, das die nordische Gudrunsage uns ebenso aufgezeichnet hat wie das Nibelungenlied?

Die Frage läßt sich nicht mit einem Hinweis erledigen. Neben der Weiterentwicklung der Sprache, die den alten Sinn der Namen nicht mehr aus der lebenden Umgangssprache erkennen ließ und dadurch den alten Sinn des Segenspruches der benennenden Eltern „So sollst du werden, mein Kind“ auf jene Fälle zurückdrängte, wo kraftvolle, heldische Gestalten der Sage und der deutschen Geschichte als Vorbild eingesetzt werden konnten, ist es auch nicht zu leugnen, daß jene alten Heldengestalten langsam zurücktraten. Um 1300 beginnt das alte Heldenlied immer stärker zu verklingen und die Zeit ist nicht mehr fern, wo sich seine Helden in die Volksbücher flüchten mußten. Dafür beginnt aber um jene Zeit sich das religiöse Denken und Fühlen umzugestalten. Es beginnen in dieser Zeit die Früchte der Kirche zu reifen, die die Heiligen als Vorbild empfahl und damit einen Hauptbeweggrund der altererbten Namenswahl mit in ihre Forderungen aufgenommen hatte; auch war die Kenntnis der Heiligenlegenden und der Bibel immer stärker in das Volk gedrungen. Die Gestalten waren längst nicht mehr fremd, sondern klangen seit Jahrhunderten auch in deutschen Gauen von Mund zu Mund. Und wir müssen, wenn wir dies bedenken, staunen über die Lebenskraft der alten Namen, die von keiner Seite so gestützt und gefördert wurden wie die kirchlichen Namen. Für deren Vordringen war es auch von Bedeutung, daß der deutsche Mensch aufs neue um seinen Glauben zu ringen begann. Es ist die Zeit der deutschen Mystik ebenso wie die Zeit der Sektenbildungen und die Zeit der Vorbereitung der deutschen Tat Martin Luthers. Und genau so wie Luther mit aller Kraft seines Herzens sich zuerst tief in den alten Glauben versenkte, ehe er sich zur Loslösung von der alten Kirche gezwungen sah, so erlebte es in jenen Zeiten jeder, der tiefsten Herzens gottgläubig war. Von diesem Ringen, das Hand in Hand mit starker Beschäftigung mit kirchlichen Lehren, mit Bibel und Heiligenlegenden ging, zeugen auch die Namen. Dies mag im ersten Augenblick seltsam klingen, aber wer einmal die alten Urkunden studierte und sah, wie gerade durch die Reformation sich eine Flut von Namen aus dem Alten Testament infolge der Stellung der neuen Kirche zu ihm in den deutschen Vornamenschatz ergoß, die früheren Jahrhunderten nicht im mindesten geläufig waren, das wird von selbst zu dieser Annahme gedrängt.

Letztlich muß noch ein weiterer Grund aufgeführt werden, der freilich nicht erschöpfend behandelt werden kann. Es ist ja allgemein bekannt, daß sich aus dem alten germanischen Glauben und Kultbrauch manches über die Christianisierung hinübergerettet hat und nun unter leichter christlicher Tünche weiterlebte. Viele Michaelskirchen sind hier ebenso zu nennen wie die Umformung vieler christlicher Heilige dadurch, daß sie die besonderen Aufgaben bestimmter alter Gottheiten übernahmen, und in den Wallfahrtsorten zu einer Stellung emporstiegen, die im Volksglauben wenigstens über das Maß eines Heiligen weit hinausging. Auch in den Votivgaben, die man dort darbrachte, lebte manch alter heidnischer Weihgeschenksbrauch weiter. Eine Fülle weiteren Materials hat zuletzt mit überraschenden und wichtigen Ergebnissen Robert Stumpfl in seinem Buche „Kultspiele der Germanen“ (Berlin 1936) behandelt. Wahrscheinlich war die Eindeutschung vieler Heiligen um diese Zeit so weit vorgeschritten, daß durch die Züge, die ihnen aus altem Ahnenerbe zugewachsen waren, sie soweit dem deutschen Lebensgefühl entsprachen, um als Namenspatrone in Betracht zu kommen[1]. Selbstverständlich spielten auch Kultzentren einzelner Heilige sowie die jeweiligen Patrone der Pfarrkirchen eine gewisse Rolle. Letzteres läßt sich allerdings bei vorliegendem Namenbestand nicht erweisen, sei

[1] Das gilt für das 14. und 15. Jahrhundert; die Weiterentwicklung führte meist in ganz andere Richtungen.



Aus Steiermark
Aufn. Hans Retzlaff

jedoch der Vollständigkeit halber erwähnt. Welche Gründe nun in jeder einzelnen Landschaft vorlagen, welche Allgemeingültigkeit hatten, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Aber so sehr wir den Verlust der alten deutschen Vornamen aus dem Namenschatz durch Jahrhunderte beklagen, so zeigt sich doch, daß auch bei dem Eindringen der kirchlichen Namen zunächst auch Beweggründe mitspielen, die ihrerseits aus der alten deutschen Art entsprungen sind und Zeugnis ablegen von dem Weiterleben alten Erbgutes in mannigfach übertünchter Form.

Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein – es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands.

Ludwig Uhland in der Paulskirche zu Frankfurt

Volkskundliches aus dem Waldviertel

Von Richard Wolfram, Wien

Steht man auf dem Rücken des Manhartsberges, der gleichsam eine Achse durch das Niederösterreich nördlich der Donau legt, so gleitet der Blick gegen Westen über Rebengelände und Obsthügel zu einem wenig gegliederten Hochland, das sich in blauer Ferne hinzieht. Es ist die südöstliche Bastion des böhmischen Urgesteinmassives, die als Waldviertel nach Niederösterreich hereinragt und im Dunkelsteiner Wald sogar über die Donau hinausgreift. Seit dem 10. und 11. Jahrhundert haben deutsche Bauern die „Silva Nortica", den großen Nordwald, gerodet und das dunkle Nadelholzmeer in einzelne Waldinseln aufgelöst. Besonders der Ostteil zeigt sich heute als welliges, offenes Hochland, in das sich einige klimatisch günstigere Buchten erstrecken. Denn das Klima ist rauh. Davon zeugt schon der Scherzname „das österreichische Sibirien". Ungehindert streichen die kalten Nordwinde über die Hochebene. Noch im Juni sind Nachtfröste keine Seltenheit, und selbst in der Sonnwendnacht kann der Boden noch hart gefroren sein. Die Wälder haben besonders unter dem „Reim" (Rauhreif) zu leiden. So zauberhaft schön der Anblick auch ist, die Eiskristalle können sich so dicht an den Bäumen festsetzen, daß selbst mächtige Stämme mit donnerartigem Krachen unter der Last zusammenbrechen. Reiffrei sind eigentlich nur die Monate Juli und August. Aber auch da werden die „Mandln" des gemähten Hafers und Sommerkorns manchmal verschneit, ehe alles eingebracht ist. Darum heißt es mit einer gewissen Berechtigung: „Im Waldviertel ist es dreiviertel Jahr Winter und ein Vierteljahr kalt." All dies färbt natürlich auch auf den Menschen ab. Die herbe, eigenartige Schönheit dieses welligen Hügellandes mit den tiefeingeschnittenen Schluchten der Flüsse und dunklen Waldstreifen, den runden Granitblöcken und tiefbraunen Gewässern (Beimischung von Humussäure) hat einen besonderen Reiz. Für den Bauern bedeutet diese Landschaft aber hartes Ringen um das tägliche Brot, das hier auf den phosphor- und kalkarmen Böden besonders schwer gewonnen werden muß. Eine große Kinderschar ersetzt zumeist die Dienstboten, und früh schon müssen alle Hand anlegen. Denn der Waldviertler Bauer ist arm. Diesen Voraussetzungen entstammt auch seine Verschlossenheit und Sparsamkeit. Langsam nur taut er auf, ganz im Gegensatz zu den fröhlichen Wachauern am Südfuß der Hochfläche. Am Althergebrachten hängt der Waldviertler mit großer Zähigkeit und begegnet allem Neuen mit Mißtrauen. In guten wie in bösen Tagen hält er aus ohne viel Worte, denn das Zeigen der Gefühle gilt als Zeichen von Schwäche. Hingegen übervorteilt man ihn nicht leicht beim Abschluß eines Handels, denn da weiß er ein gut Teil Schlauheit einzusetzen. Nach dem Kaufabschluß gehen die Beteiligten ins Wirtshaus, um den „Leitkauf" zu trinken, den alten Gelöbnistrunk, durch den der Kaufvertrag feierlich bekräftigt wird.

Auch das Waldviertel ist natürlich alter Kampfboden. Es hatte die Aufgabe, die Nordflanke der deutschen Ostmark zu schützen. Deshalb zieht sich ein Verteidigungssystem alter Burgen und befestigter Märkte in einem großen Doppelbogen durch das nicht sehr dicht besiedelte Land. Als wichtigste Siedlungsform der mittelalterlichen Landnahme zeigt sich das Angerdorf mit breitem, bachdurchflossenem Längsanger, Linsenanger und Dreiecksanger, der dem Zusammentreffen mehrerer Straßen entspringt. Waldhufendorf und Haufendorf sind gleichfalls vertreten. Die Höfe streben meist dem Drei- und Vierseithof zu, wobei das Wohnhaus mit seiner Schmalgiebelseite nach der Ortsstraße gerichtet ist und die Eingangsseite dem Hofraum zukehrt. Es ist ein Wohnspeicherbau mit einem Vorraum im Mittelteil, der rückwärts die Rauchküche („schwarze Kuchl") beherbergt. Kennzeichen ältester Bauformen zeigt die Scheune, ein rechteckiger Holzständerbau mit niederen Umfassungswänden und steilem Strohdach. Bei den ältesten Pfettendächern erscheint sogar



Wachauer Tracht
Aufn.: Österreichische Verkehrswerbung

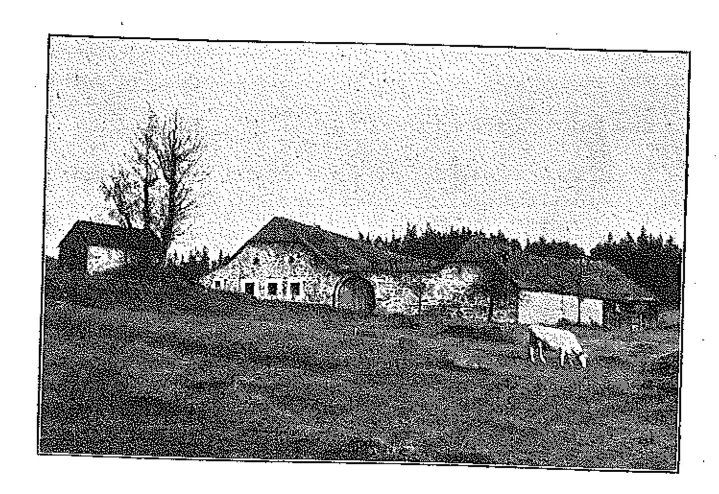
noch die Firstsäule, jenes uralte Bauglied, das schon in der „Lex bajuvariorum“ (8. Jahrhundert) erwähnt wird. An den Steilgiebeln finden wir wie im deutschen Norden die gekreuzten Tierköpfe, die hier „Roßgoschen“ heißen. Bisher ist der Verbreitung der Pferdekopfgiebel noch bei weitem nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet worden. Dem Vernehmen nach sollen sie selbst in Kärnten vorkommen und bis ins Ungarische hineinreichen. Wie auf so vielen Gebieten, können wir auch hier im Volkstum der Deutschösterreicher sehr alte germanische Züge feststellen.

Von der Volkstracht ist im Waldviertel nicht viel erhalten geblieben. Aus den langen blauen oder grünen Tuchröcken der Männer waren um 1870 kurze „Jankerln“ geworden. Dazu gehören Halstuch und „Wadlstiefeln“. An Festtagen trugen die Frauen die schwarzen Linzerhauben oder Goldhauben, die man nach ihrer Form in „Gupf“- und „Brettlhauben“ schied. Zu letzteren gehört die Wachauerhaube, die sich am Südfuß des Waldviertels bis heute erhalten hat. Ein noch allgemein gebräuchliches Stück der Werktagstracht ist das blaue „Fiata“ (Vortuch) der Männer, das man übrigens selbst in Wien allgemein als Berufskleidung der Weinhauer, Metzger und Lohndiener sieht.

Bäuerliche Leinweber sind an vielen Orten des Waldviertels tätig. Nach dem Kriege hat sich ihre Zahl eher noch vermehrt. Zu den mit dem Flachsbau verbundenen Bräuchen gehört das „Haarlangfahren“ (Haar, althochdeutsch haro, ist das in Österreich übliche Wort für Flachs) mit Pferdeschlitten am Dreikönigstag. Es entspricht ganz dem schwedischen „åka långt lin“. Unter den Arbeitsbräuchen ist die „Stadlhenne“ besonders beliebt. So wird derjenige genannt, der beim Drusch den letzten Schlag tut. Heute eine Neckerei, ursprünglich aber wohl der in Tiergestalt gefaßte Wachstumsgeist des Kornes. Daran schließt sich ein Mahl, bei dem man den Drescherhahn und die in einem zugebundenen Topf unten im „Droadstock“ versteckten Speisen verzehrt. Hat jemand bis Weihnachten nicht ausgedroschen, bekommt er zum Spott das „Dreschermandl“ — eine zerzauste Strohgestalt mit alten Kleidern angetan — nächtlicherweile auf den Giebel gesteckt. Statt Stadlhenne sagt man auch „Tendlboß“-schlagen. Ist der letzte Flegelschlag auf der Tenne gefallen, so läuft der Großknecht eiligst zum Nachbar, wo die Leute noch ahnungslos dreschen, und führt mit seinem Dreschflegel ein paar harte Schläge gegen das Scheunentor. „Holla, der Tendlboß g'hört uns“, ruft er beim Scheunentor hinein, dann dreht er sich um und enteilt, so rasch er kann. Hinter ihm her jagen die verspotteten Nachbarn. Gelingt es dem Rufer, zu entrinnen, ist es eine Ehre für ihn und seinen Hof. Wird er aber erwischt, fliegt er kopfüber ins Stroh und muß sich das Gesicht fingerdick mit Kienruß bestreichen lassen. Daheim warten die Hausleute mit Spannung, wie die Sache abgelaufen ist und beloben oder verspotten den Abgesandten je nach dem Erfolg seines Unternehmens. Im benachbarten Oberösterreich schlägt man nicht an die Scheune des anderen Hofes, sondern wirft eine bekleidete Strohfigur hinein, der lustige Verse auf einem Zettel beigefügt sind. Wird der Läufer erwischt, muß er das Stroh-



Burg Heidenreichstein in Niederösterreich



Dreiseithof im Waldviertel
Aufn.: A. Klaar

mandl unter Spott wieder heimtragen. Auch der Stadlhenne können weniger angenehme Dinge geschehen. Sein Dreschflegel wird mit Strohbändern geschmückt. Damit muß er zur Haustür eilen, dreimal anschlagen und dazu rufen:

„Eins — zwei — drei,
Der Tendlboß g'hört mei'!"

Im selben Augenblick kann ein kalter Wasserstrahl überraschend aus der Türe kommen und den Überbringer der Botschaft vom Ende des Drusches übergießen. Denn die Bäuerin wird gerne von diesem Ereignis heimlich verständigt und harrt hinter der Türe mit einem Topf kalten Wassers. Beim abendlichen Tanz ist dieser Spaß freilich bald vergessen.

In den Winternächten kommen Frauen und Mädchen reihum mit den Spinnrocken zusammen zur Gemeinschaftsarbeit, während der viel gesungen und erzählt wird. Dies ist die „Rockaroas" (Rockenreise). Andere derartige Gemeinschaftsarbeiten sind zur Zeit das „Federnschleißen", an das sich gerne ein Tanz anschließt. Fährt der Bauer im Frühjahr zum ersten Male aufs Feld, schnalzt er mit der Peitsche in Kreuzform. Ebenso, wenn das Vieh zum ersten Male von der Weide kommt. Dem Erntekranz der „Körndlbauern" entspricht der Blumenschmuck der Weinhauer auf den Fässern, in denen die Maische zum Preßhaus gefahren wird. Denn der Steilabfall des Waldviertels ist mit Lößzonen umgeben, in denen der Wein vorzüglich gedeiht. Besonders berühmt sind ja die Wachauer Weine. Zum Weinbau gehört der Weinhüter, der zur Zeit der Traubenreife seinen Dienst beginnt. Dann stellt er zum Zeichen seiner Gewalt die Hüterstange auf, an der Trauben und verschiedene Figuren hängen. Wenn er einen Traubendieb ertappt, pfändet er ihm ein Kleidungsstück, das der Betreffende dann beim Bürgermeister auslösen muß.

Das Brauchtum im Lebenslauf und Jahreskreis trägt natürlich die allgemein deutschen Züge. Altertümlich ist die Vorschrift, daß die Wöchnerin nicht zu früh außerhalb der Dachtraufe gehen darf, weil sonst das Kind gegen einen Wechselbalg vertauscht werden könnte. Innerhalb der Dachtraufe ist man geschützt vor Geistern und bösen Mächten. Reste der alten Burschenschaften, der Verbände der bäuerlichen Jungmannschaft, bestehen noch an einigen Orten. Donnerstag ist der Burschentag. Da finden die Dorfkämpfe statt und auch das nächtliche Fensterln bei den Mädchen, zu dem natürlich auch die Samstagnacht auserseshen ist. Gut erhalten sind die Hochzeitsbräuche. Die Unterhandlungen beim „Gewißmachen" führen die Väter und die „Heiratsmänner", Helfer des Bräutigams. Zum Zeichen des Verlöbnisses erhält die Braut das „Drangeld" und ein Paar Schuhe, der Bräutigam ein Hemd. Beim kirchlichen Aufgebot sind die Brautleute nicht anwesend,

sonst hätten sie mit ihren Kindern kein Glück. Ärmere Bräute gehen im Ort von Haus zu Haus und erhalten Gaben für den künftigen Hausstand. Das „Kranzlbinden" geschieht am Sonntag vor der Trauung. Der Hochzeitstag selbst ist immer ein Dienstag. Beim Nahen des Bräutigams wird das Haus versperrt, und der Brautführer muß mit List in das Haus zu gelangen suchen. Dann werden dem Bräutigam zahlreiche falsche Bräute vorgeführt. Alle Abgewiesenen werfen ein Bündel mit Glasscherben zur Erde und sagen, der Bräutigam solle sich nur sein Drangeld nehmen, das Verlöbnis sei aufgehoben. Das Abschiednehmen von den Eltern vor dem Kirchgang ist sehr rührend. Die jungen Leute knien vor ihren Eltern nieder und bitten sie um Verzeihung wegen ihrer Fehler und erflehen den elterlichen Segen. Mit Musik und unter Böller- und Pistolenknall geht's dann zur Kirche. Natürlich wird der Zug durch eine Wegsperre unterwegs angehalten. Bei der Trauung muß die Braut weinen, dann wird sie in der Ehe lachen. Die Hochzeitsgäste werfen auf dem Heimweg Erbsen, damit die Ehe fruchtbar werde. Im oberen Waldviertel läuft dem Zug der Hochzeitsführer entgegen mit einem Braten auf einer Gabel, von dem jeder ein Stück abschneidet und verzehrt, was an ein altes Opfermahl gemahnt. Abends erscheinen die Unverheirateten maskiert und sagen schöne Hochzeitssprüche auf. Zum Tanz muß die Braut über den Tisch steigen. Am dritten Tage gab es das Hahnenschießen. Der an einen Spinnrocken gebundene Vogel wurde vom Brautführer verteidigt, während sich die Burschen unter blinden Pistolenschüssen des Tieres zu bemächtigen suchten. Gelang es ihnen, mußte er losgekauft werden — die Abfindung für die Burschenschaft, die durch die Verheiratung ein Mitglied verliert.

Zu den Jahresbräuchen gehören die Dreikönigssinger, das Sommer- und Winterspiel, das Faschingbegraben, Palmbesenweihen, Judasverbrennen (am Karsamstag), Maibaumsetzen, Pfingstkönigumzug, Sonnwendfeuer, Kirtag, Nikoloumzug, Räuchern und Baumsegnen zu Weihnachten usf. Getanzt wird gern, und zwar noch häufig die alten Volkstänze, unter denen der „Landler" mit mehreren Abarten besonders zu erwähnen ist. Auch gesungen wird ziemlich viel, und zwar nicht nur Lyrisches und Vierzeiler, sondern auch alte Balladen. Selbst eine knappe Skizze, wie die vorliegende, zeigt die Waldviertler als kerndeutschen Stamm, die ihren Platz im deutschen Gesamtvolk wohl ausfüllen. Der Deutschösterreicher überhaupt ist in vieler Beziehung trotz der alten städtischen Kultur der Reichszentren sehr ursprünglich geblieben. Das bedeutet für ihn eine starke Kraftquelle und großen inneren Reichtum.

März 1938

Hört ihr die Glocken grüßen,
Brausend von Land zu Land,
Ahnt ihr, wie Hände sich schließen
Stählern jetzt, Hand in Hand?

Die Glocken läuten in Herzen,
Nicht nur von Turmeshöhn,
Weg mit den Qualen und Schmerzen,
Fröhlich zusammen gehn!

Deutschland öffnet die Arme,
Mutter rettet ihr Kind,
Tief gezeichnet vom Harme,
Zahllos die Gräber sind.

Kaum mehr wagten zu blühen
Wiegen in Österreich.
Brennende Tränen verglühen,
Hoffnungen werden reich.

Heiliges Recht, das sich einet,
Zielbewußt deutscher Mut,
Zusammenfließe im Scheine
Der Sonne gemeinsames Blut.

Eins jetzt in Kämpfen und Frieden,
Eins in gewaltiger Hand,
Vom Erretter beschieden
Uns Heimat und Vaterland.

Edith Gräfin Salburg



Aus Kärntens Notzeit: Der Mann im Exil, die Frau auf dem Feld. Holzschnitt von Felix Kraus

Kärnten zu Deutschland!

Von Georg Graber, Klagenfurt

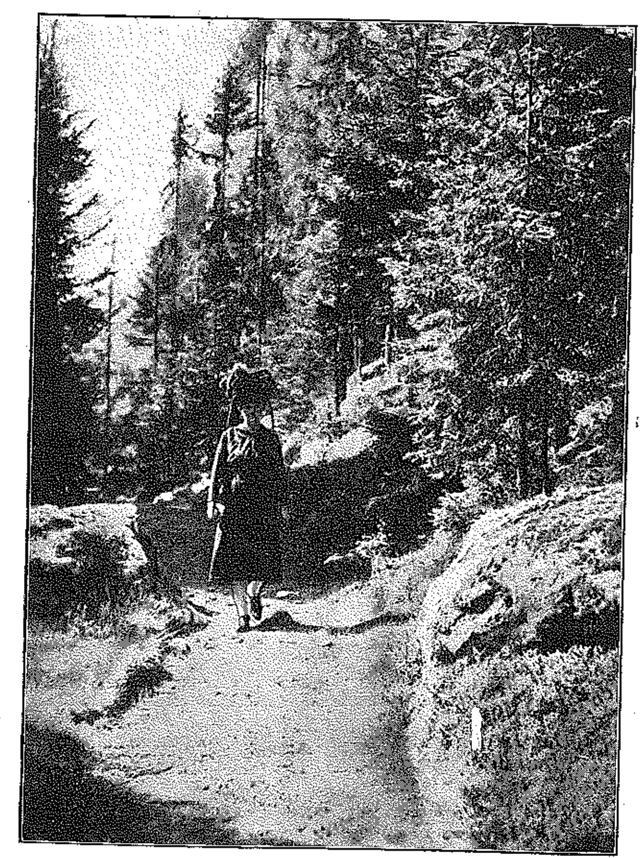
Von dem Volkstum einer Landschaft zu sprechen ist nur dort möglich, wo sich mitten unter gleichartigen Stämmen und Landschaften so viel selbständige Eigenart der seelischen Äußerungen kundgibt, daß aus den Gemeinschaften etwas Besonderes als selbständige Einheit offenbar wird. Durch seine geographischen Eigenheiten und seine raumpolitische Lage besitzt Kärnten alle Vorbedingungen für die Ausprägung völkischer Eigenart, wie kaum ein anderes Alpenland. Es öffnet sich nach Westen und Osten dem Laufe der Drau entsprechend, die mit ihren zahlreichen Nebenflüssen eine Täler- und Beckenlandschaft bildet, nach Norden ist es durch die Tauern, nach Süden durch die Karawanken und die Karnisch-Julische Hauptkette abgeschlossen. Das Hauptsiedlungsgebiet des Landes, das Becken von Klagenfurt und die tieferen Teile der Täler, ist von einem breiten Grenzgürtel umgeben, der hüben und drüben eingeschlossen, gegen dreißig Kilometer mißt. Durch seine gewaltige Höhe wirkt er wie ein mächtiger Grenzwall. Eis und Fels, Alm und Wald gestalten diesen Gürtel zu einer schützenden Grenzwildnis, der stellenweise als Grenzeinöde in Erscheinung tritt. Er ist etwa doppelt so groß wie der von ihm umschlossene dicht besiedelte Kern des Landes und wird durch Pässe nur teilweise überwunden. So ist Kärnten schon im frühen Mittelalter eine politische Einheit, in der die Menschen von Natur aus genötigt sind, enge Beziehungen zueinander anzuknüpfen. Diese klare Umgrenzung des Landes begünstigt ferner das Entstehen eines eigenartigen Volkstums, gegründet auf die Bande gemeinsamen Blutes, das freilich aus verschiedenen Quellen

zusammenfloß. Aus dieser Eigenheit von Landschaft und Volk formten sich im Laufe der Geschehnisse, die das Land in die große Bewegung der äußeren Kultur- und Wirtschaftsströmungen stellten, die heutige Kärntner Wesensart und ihre Äußerungen im Volksleben.

Daß es sich in Kärnten tatsächlich um eine völlig selbständige, wertvolle Art des Volkscharakters handelt, ist von verschiedenen Seiten her erwiesen. Die seelische und geistige Veranlagung des Kärntners hat ihren trefflichsten Ausdruck in der sowohl dichterisch als auch musikalisch hochwertigen Fülle von Liedern, in dem ganzen sonstigen Reichtum dichterischen Volksgutes wie Sagen, Märchen und Volksschauspielen, Rätseln und Legenden geprägt, neben denen die greifbaren Dinge des Volkslebens wie Hausbau, Hofanlage, Siedelung, weiters noch die Mundarten und Trachten, die Rechts- und Volksbräuche von einem geradezu fürstlichen Reichtum schöpferischer Kraft zeugen. Dem Forscher bietet sie Rätsel über Rätsel. Obwohl überall mit dem gesamtdeutschen Geistesleben zusammenhängend und auf bairische Verhältnisse hinweisend, nimmt Kärnten unter den österreichischen Alpenländern eine Sonderstellung ein, deren Urgründe noch nicht völlig erklärt sind.

Darüber hinaus bestehen in wichtigen rassischen Merkmalen zwischen der Kärntner Bevölkerung und den bairischen und österreichischen Alpenstämmen so bedeutende Unterschiede, daß auch von dieser Seite her die Eigenart des Kärntners bestätigt wird. Der heutige rassische Aufbau Kärntens läßt sich auf Grund der neuesten Forschungsergebnisse etwa folgendermaßen bestimmen: Grundsätzlich erscheinen jene Formen, die zum nordischen Rassenkreis (nordisch und fälisch) in engster Beziehung stehen, als die wichtigsten Aufbauelemente Kärntens. Die dinarische Rasse als zweite Großwuchsform Kärntens folgt an zweiter Stelle. Diese hat sich mit den nordischen Formen vielfach vermischt. Das alpine oder dunkelostische Element ist dagegen viel seltener, und ein gleiches gilt auch von den hellostischen Typen, die wir im slowenischen Sprachgebiet öfter antreffen als im deutschen. Schließlich kommen noch einzelne Vertreter der mediterranen Rasse vor. Ein Grazer Anthropologe hat z. B. die große Tat des Abwehrkampfes 1918/19 und den herrlichen Abstimmungssieg des kleinen Landes im Jahre 1920 nicht anders zu erklären gewußt, als daß in diesem Völkchen mehr als anderswo nordisch-heldische Züge überwiegen. So sei es möglich gewesen, daß die Kärntner, während andere Länder tatenlos zusahen, die zwingende Kraft einer jahrtausendalten einheitlichen Kultur in einem letzten Waffengange und einer geistigen Erhebung ohnegleichen vor aller Welt erwiesen. Tatsache ist, daß Kärnten von allen österreichischen Ländern, ja selbst verglichen mit dem Deutschen Reiche, den größten Hundertsatz von blutigen Verlusten im Weltkriege aufzuweisen hatte. In diesem Sinne gibt es also ein geschlossenes und aus sich schaffendes Kärntner Volkstum, das sich ungefähr mit den heutigen Landesgrenzen deckt.

Auch die kurzweilig scheinende Feststellung, daß es nicht einen eintönigen Kärntner Schlag, sondern Ober- und Unterkärntner gibt, die sich in ihrem ganzen völkischen Gehaben voneinander unterscheiden, geht auf geographische und geschichtliche Tatsachen zurück. Oberkärnten zerfällt in mehrere, breite, teilweise von Hochgebirgen begleitete Tallandschaften, die gewisse Eigenheiten in Sprache, Brauch und Lebensweise gemeinsam haben. Unterkärnten wird beherrscht durch das Klagenfurter Becken, das durch die in die Drau einmündenden Nebenflüsse nach Norden zu aufgeschlossen wird. Die Bezeichnung Ober- und Unterkärnten reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Aber die Grenze zwischen beiden hat sich seit der Keltenzeit nicht wesentlich verschoben. Sie deckt sich beinahe genau mit der Grenze des Verwaltungsgebietes der beiden Städte Teurnia auf dem Lurnfelde und der östlichen Hauptstadt Virunum auf dem Zollfelde. Damit kommen wir zu der ersten geschichtlich greifbaren Bevölkerung, die das Land in breiter und tiefer bäuerlicher Schicht überdeckte und deren religiöser Kult und völkische Denkweise noch im Leben der Gegenwart allenthalben sichtbar zutage tritt. Deckt sich doch beispiels-



St. Oswald ob Kleinkirchheim · Bauerntochter mit Bänderhut auf dem Weg zur Kirche (Sonntagsgottesdienst) in der Hand Gebetbuch und Taschentuch

Aufn.: Dr. Oswin Moro, Villach

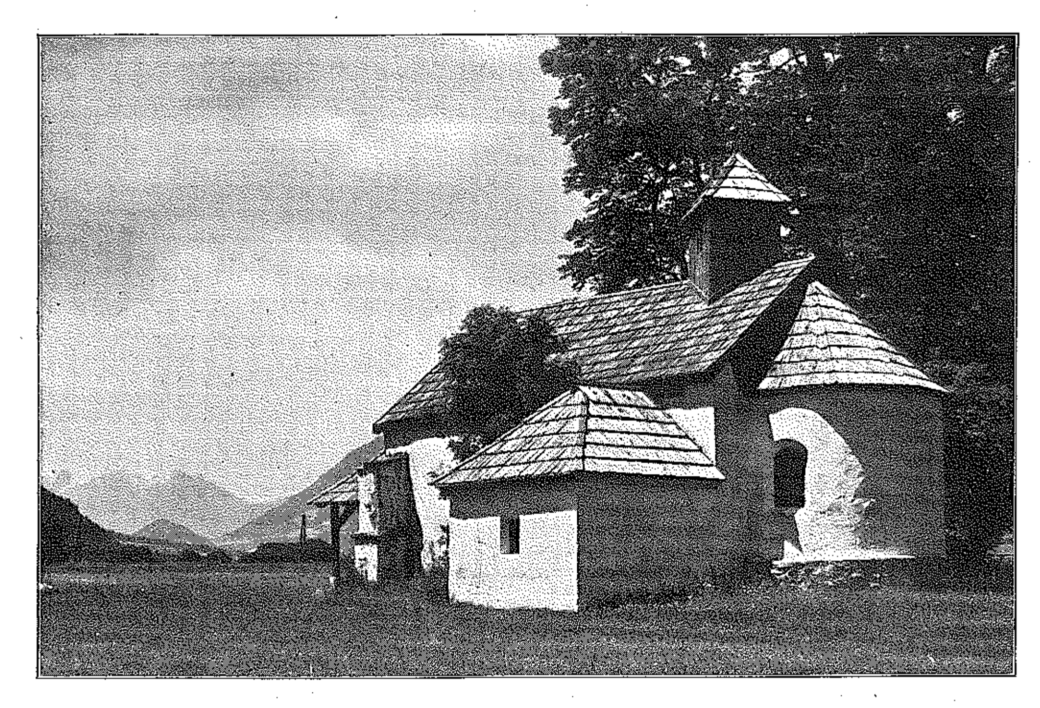
weise die Grenze des Rauchstubengebietes, von der Lienzer Klause angefangen, über den Kamm der Gailtaler Alpen auf die Karawanken und im Norden auf der Linie, die das alte Karantanerreich abschloß, genau mit dem Umfang des einstigen Karantanien, das großenteils die Grenzen Binnen-Norikums übernommen hat. Es kann das Rauchstubenhaus daher nur auf altkärntnischem Boden entstanden sein.

Während einer langen, von Frieden gesegneten Zeit konnte die keltische Bevölkerung ihr Volkstum und nationales Wesen in Sprache, Tracht und Hausbau auch mitten im römischen Kulturleben bewahren, bis Schwärme von germanischen Völkern, Alemannen von Westen, Goten von Osten, sich nach Kärnten ergossen und dem langen Frieden ein jähes Ende bereiteten. Erst unter Theoderich, der seine Herrschaft weit über Kärnten hinaus ausbreitete, trat wieder Friede und Sicherheit ein und konnte sich eine neue Kulturblüte entfalten. Zu den Kelten, die sich schon früh mit Germanen gemischt hatten, kamen jetzt solche in großer Zahl, die von der Goten- und Frankenzeit her im Lande geblieben sein mögen. Die Langobarden besetzten das Gailtal, nachdem die Slawen unter dem Drucke der Avaren knapp vor 600 bis ins Pustertal vorgedrungen waren. Alte Rechtseinrichtungen, aber in germanischem Gewande, leben an den Stätten der früheren römischen Verwaltung wieder auf. So spielt am Fürstenstein zu Karnburg beim Empfang des neuen Herzogs der slowenische Bauer die Rolle des germanischen Edlings als Richter der freien germanischen Landsgemeinde. Von den letzten germanischen Bevölkerungsresten haben die Slawen nach harten Kämpfen, die sie mit dem kulturell überlegenen Gegner zu führen hatten, Einrichtungen des Rechtslebens übernommen, wozu

auch die Übernahme der Richtergewalt am Steine zu Karnburg gehörte. Es dürfte sich dabei um germanische Reste jener Grenzbesatzung des Drau-Limes handeln, die als freie Männer mit dem Waffenrecht ausgestattet waren und zu eigenen Richtern und Führern in Gefolgschaftsverhältnis standen. Sie führen den Namen Arimanni (Heermänner), an dessen Stelle später die deutsche Bezeichnung Edling tritt. Hier finden wir zum erstenmal jenes Treueverhältnis zwischen Führer und Gefolgschaft auf Kärntner Boden ausgeprägt, das seit Tacitus' Zeiten bei allen germanischen Stämmen in reichen Belegen Stütze und Bestätigung findet — bis herab zu den jüngsten Tagen glanzvollster deutscher Geschichte, da die Stämme des gesamten deutschen Reiches in glühender Treue zu ihrem einzigen Führer stehen und ihm in Not und Tod in sieghaftem Jubel und zukunftsfreudiger Entschlossenheit für immerdar verbunden bleiben.

Aus jener wehrhaften Gesinnung der Wanderungszeit erklärt sich wohl auch der Reichtum des urkundlichen Namenschatzes aus der deutschen Heldensage, der in Kärnten den waffenklirrenden Ruhm der alten germanischen Stammeshelden als kostbares Erbe das ganze Mittelalter hindurch fortlebte.

Dieses unbewußte, zähe Festhalten des Volkes zeigt sich ebenso deutlich und einprägsam in der Pflege religiöser Bräuche. Da spiegeln sich alte Siedelungs- und Kultzustände wieder. In Mittel- und Unterkärnten sind später keltische Gottheiten zum Teil durch die Wundergestalt der seligen Hemma abgelöst worden. Namentlich aber fanden alte Bergbegehungen des Frühjahrs in christlicher Zeit ihren Niederschlag in Wallfahrten, die zur Osterzeit zu ehemaligen Kultstätten auf Anhöhen veranstaltet wurden, und zwar der sogenannte Vierbergelauf am zweiten Freitag nach Ostern. Die Zähigkeit und Bodenständigkeit religiöser Überlieferung ist kaum an einem andern Beispiel der Religionsgeschichte so deutlich zu sehen wie an den genannten Wallfahrten. Sie haben der unterkärntischen Bevölkerung auch nach der slawischen Landnahme und selbst über die bairische



Die Magdalenenkapelle auf dem Lurnfeld in Kärnten

Aufn.: Klauer

Besiedelung hinaus inneren Zusammenhang gewährt und ihr unabhängig von der je-
weiligen nationalen und politischen Überschichtung inneren Halt gegeben, der sich bis
heute in einem selbständigen und eigenartigen völkischen Sondergepräge ausdrückt.
Hierin liegen im Tiefsten verborgen die letzten Unterschiede zwischen den Sonderheiten
des unterkärntischen und oberkärntischen Menschen. Während aber im Unterlande die
keltische Nationalart in solchen letzten Resten religiösen Handelns ausklingt, ist dasselbe
Volkstum im westlichen Landesteile restlos aufgesogen worden durch die Kraft germani-
scher Völker, deren letzte Ausläufer die Baiern waren. Sie haben dem oberkärntischen
Volkstum sein deutsches Gepräge verliehen.

Auf dem Lurnfelde haben die Baiern zu Beginn des 7. Jahrhunderts dem Vordringen
der Avaren und Slawen zum ersten Male Halt geboten und den Kärntner Boden mit
dem Blute ihrer Volkskraft dem Deutschtum gerettet. Die drei Blutmuldern bei der
Magdalenenkapelle bewahren nach der Volkssage die Erinnerung an jene furchtbare Ent-
scheidungsschlacht. Nach Sage und Brauch zu schließen, war das Lurnfeld zu Beginn des
ersten Jahrtausends im Besitze von ingwäonischen Volksteilen, die hier auf hartumstrit-
tenem Boden den aus ihrer nordischen Heimat mitgebrachten Wetter- und Erntegott
Freyr verehrten und sein Kultbild im Frühling über das Lurnfeld zur Möll zogen, wo
Wagen und Bild der Gottheit im Wasser des Flusses gebadet wurden. So berichten die
Sagen vom Heiligen Mann der Niklai und vom seligen Briccius in Heiligenblut.

Von Baiern aus erfolgt seit dem 8. Jahrhundert ein starker Zustrom von Ansiedlern,
die sich in dem wenig bevölkerten Lande niederließen und den Slowenen nicht nur das
Christentum, sondern alle Segnungen deutscher Gesittung und Bildung überbrachten.
Erst verhältnismäßig spät, wohl zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert, scheint sich zwi-
schen beiden Volksstämmen eine einigermaßen erkennbare Sprachgrenze herausgebildet
zu haben. Das Ergebnis der beiderseitigen Auffaugung äußert sich darin, daß zwei Drittel
des Landes heute rein deutsch und auch auf slowenischem Sprachgebiete die Städte und
Märkte ganz oder vorwiegend deutsch sind, während nur am südlichen und südöstlichen
Rand des langgestreckten Landes die Slowenen mehr oder minder geschlossen wohnen.
Weit über die Sprachgrenze hinaus hat das oberdeutsche Bauernhaus seinen Siegeszug
angetreten und zwischen Kärnten diesseits und jenseits der Drau gibt es keine wesent-
lichen Unterschiede in der Hof- und Dorfanlage. Deutsche Sitten und Bräuche haben in
den windischen Landesteilen ihr getreues Ebenbild. Beide haben dieselben Sagen und
Märchen, denselben Volks- und Aberglauben, ja selbst das Volkslied und die Sprache
der Slowenen ist voll von deutschen Entlehnungen und zeugt für ein langes und fried-
liches gegenseitiges Verstehen und Zusammenleben der beiden Volksstämme. Diese auf
einheitliche Besiedelung und Geschichte hinweisende Verwandtschaft kommt besonders in
den so zahlreichen und prächtigen Volksbräuchen zum Ausdruck. So wenig sich für die
ältere Zeit Kärntens ein eigenes slawisches Recht erweisen läßt, so wenig können wir
in der Gegenwart zwischen eigentlich deutschen und slowenischen Volksbräuchen unter-
scheiden. Ihr Antlitz ist deutsch, und ihr geschichtlicher Ursprung führt samt und sonders
auf allgemein deutsche oder gar germanische Quellen, mögen wir nun die Begehung der
Jahresfeste oder den Kranz von Bräuchen ins Auge fassen, die das Einzelleben wie
Blüten umranken. Ja, manche Perle volkskundlichen Gutes und manches alte deutsche
Wort hat sich bei der langsamer fortschreitenden Kultur der Slowenen unter der fremden
Hülle besser erhalten als bei uns.

In der Mundart sorgte der mächtige Grenzwall der Tauern und das breite Massiv
der weidereichen Almen zwischen Kärnten und Obersteier im Norden für ihre Reinhal-
tung, während im Süden das fremdsprachige Gebiet in den Karawanken eine feste
Schranke fand. Nicht mehr über den gleichen Formenreichtum verfügt das Land auf dem
Gebiete der Volkstrachten. Denn die eigentlichen Trachtenbezirke sind hier wie überall



Kärnten ist frei!
Holzschnitt von L. Kainradl

bis auf wenige Reste geschwunden. Eine
bodenständige Volkstracht gibt es eigent-
lich nur mehr im unteren Gailtal als
Festtracht, ferner im Lesachtal und in ge-
ringerem Maße im Mölltal und Lavanttal.

Kärnten hat als erstes von allen Alpen-
ländern schon 1822 ein Heimatlied er-
halten. In jenen Tagen des Jahres 1920,
da Wohl und Wehe der Heimat auf dem
Spiele stand, hat sich der Kärntner so
recht auf die Wurzeln seines Daseins be-
sonnen. Da erklang wie zum Trost über
die Schwere der Zeit dieser Hymnus von
der Einheit Kärntens, das seine Kinder
in mütterlicher Liebe vom schneebedeckten
Eisenhut bis zur Karawankenfelsenwand
umschlingt. Heute, da wir Österreicher
eingegangen sind in das große, lang-
ersehnte deutsche Mutterreich, ist die Sehn-
sucht unserer Jugend in Erfüllung ge-
gangen und unsere Enkel und Urenkel
werden einst in Erinnerung an Kärntens
Befreiungskampf und Abstimmungssieg und in Erinnerung an die leidvolle Vergangen-
heit auch ihrer Vorkämpfer gedenken:

Dies Land, das anderthalbtausend Jahr
Dem deutschen Geiste verschrieben,
O Deutschland, es blieb, was es dir war,
Deutsch ist sein Volk geblieben!

1934

Verstohlen nur, als wär es ein Verbrechen,
darf unser Mund den Namen nennen,
bei dessen Klang das Herz uns heiß erglüht:
Deutschland!
Doch wissen wir, nicht tausend feile Schergen
entreißen uns die frohe Zuversicht:
Es kommt der Tag der Freiheit auch für uns!
Im stolzen Zeichen deines Hakenkreuzes
führst du uns heim ins Dritte Reich.
Dann rauscht die Donau deinen Namen
und von den Alpen dröhnt's lawinengleich:
Hitler!

Fritz Trathnigg

Die nationalsozialistischen Gefangenen in den Anhaltelagern von Wöllersdorf und St. Pölten (Turnhalle)
sandten dieses im Lager verfaßte Gedicht im Sommer 1934 als Treuschwur an den Führer.

Volkstumspflege in Steiermark

Von Viktor von Geramb, Graz

Schon vor Jahren habe ich in einem Berliner Rundfunkvortrag und in einem „Brief aus Österreich“ darzulegen versucht[1], daß unter den köstlichsten Gütern, die der Anschluß Österreichs dem Deutschen Reiche bringen könnte, wohl auch das zu zählen sei, was der große deutsche Volksforscher W. H. Riehl schon vor achtzig Jahren als das „Hintersassentum in den Wäldern“ bezeichnet hat. Wir meinen damit das naturverbundene, erdhafte Volksleben, wie es sich in Siedlungen, Haus, Hof, Tracht, Volkskunst, Volksglauben, Volksbrauch und Volksdichtung der Alpenländer seit Jahrhunderten, ja in einzelnen Zügen seit Jahrtausenden erhalten und artgerecht entwickelt hat.

Ich habe vor wenigen Tagen an der steirisch-burgenländischen Grenze ein bäuerliches „Blochziehen“ gesehen mit Gestalten wie das „Gschalamandl“ (Abb. 1), die geradezu prähistorisch anmuten. Aber wir wollen hier von solch seltenen Erscheinungen ganz absehen. Auch in viel „alltäglicheren“ Dingen wird der Freund echten Volkslebens in den steirischen Bergen noch sehr oft in kaum erwarteter Weise auf seine Rechnung kommen. Wenn die Alpen überhaupt nach einem treffenden Wort Michael Haberlandts „Schlupfwinkel uralter Lebensformen“ sind, so gilt dies von der Steiermark im besonderen Maße. Dieses Land hat als südöstliche Grenzmark des deutschen Lebensraumes seit tausend Jahren ein Bollwerk gegen alle Anstürme der Hunnen, Avaren, Madjaren, Türken und Kuruzzen gebildet, es war — wie sich seine Stände im sechzehnten Jahrhundert selbst nannten — wahrhaftig eine „Vormauer des löblichen teutschen Lands“ und hat sich gerade dadurch in seinem Volksleben viel langsamer entwickeln können als die meisten andern deutschen Länder. Aber damit ist es auch „jünger“ geblieben, weniger „alt“ geworden, mit einem Wort ursprungsnäher. Seine Bauernhöfe (Abb. 2), zum Teil noch mit ihren uralten Rauchstuben (Abb. 3), seine schönen, noch kraftvoll lebenden Volks-

[1] In der Zeitschrift „Volk und Reich“, Berlin 1926, S. 78 ff.



Abb. 1. Das „Gschalamandl“ (Mann aus „Schälern“ d. h. Schalen der Maiskolben), eine Verkörperung des Wachstumsgeistes (Vegetationsdämon) wie etwa der thüringische „Erbsenbaer“ u. v. a. Aufgenommen beim bäuerlichen „Blochziehen“ (Frühlingskult) in Schölbing b. Hartberg in der östlichen Steiermark (1937, 27. Febr.).

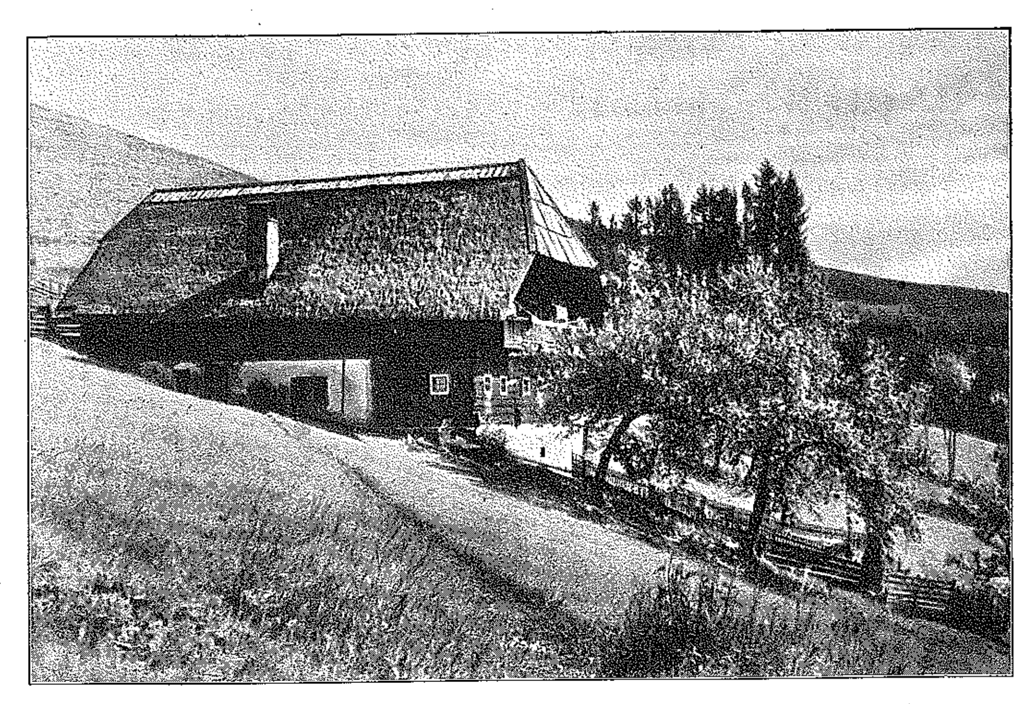


Abb. 2. Der Bauernhof „Groß-Rosegger“ in der Gemeinde Alpl bei Krieglach in Obersteiermark. Man beachte die äußere Ähnlichkeit mit den Schwarzwaldhäusern

Steffen Lichtbild in Erika-Verlag, Graz

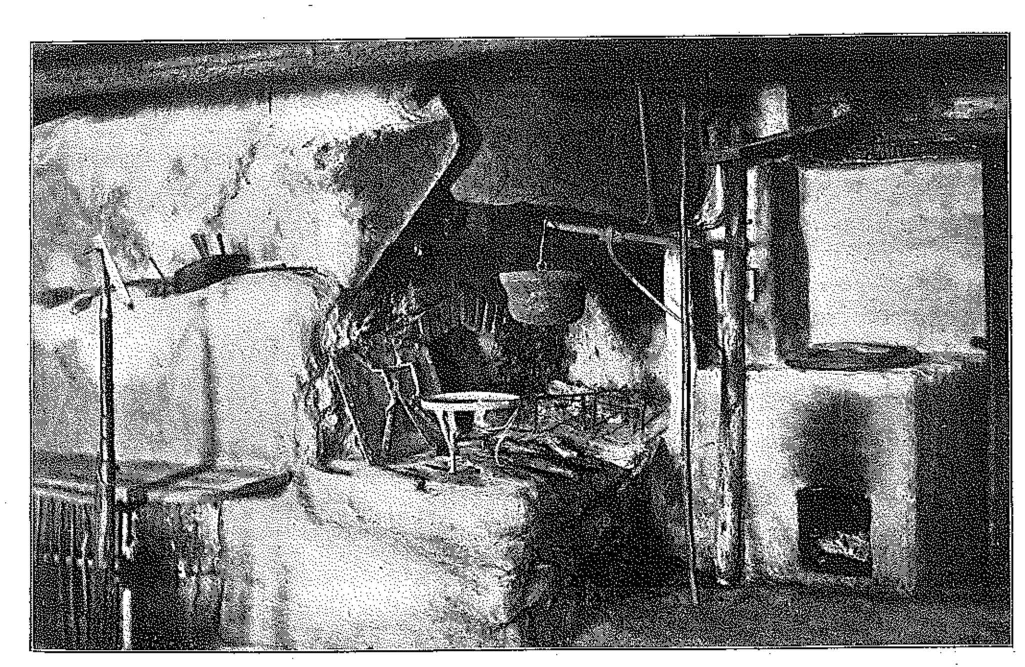


Abb. 3. Feuerstelle in der 400 Jahre alten „Rauchstube“ des Bergbauernhofes „Lippenbauer“ an der steirisch-kärntnischen Grenze. Neu aufgestellt im steirischen Volkskundemuseum in Graz

trachten (Abb. 4), seine Lieder, Jodler, Volkstänze gehören zum Schönsten, was davon auf deutschem Volksboden noch lebt.

Dieses kostbare Volksgut zu hegen und zu pflegen haben sich seit den Tagen der deutschen Romantik immer wieder Männer gefunden, die ihr Bestes daransetzten, großzügige Heimat- und Volkstumspflege zu leisten. Schon der steirische „Prinz Johann", der Verehrer Karl Augusts von Weimar, der deutsche Reichsverweser der Jahre 1848/49, dann Karl Weinhold, der Germanist, der in Graz seine Gelehrtenlaufbahn begann, Peter Rosegger, Viktor Zack, der bedeutende Volksliedforscher, Hans Kloepfer, der größte lebende deutsche Mundartdichter, und viele andere sind nach der Reihe auf den Plan getreten, um hier schützend und tätig einzugreifen.

Heute dürfen besonders das steirische Volkskundemuseum (Abb. 5), das der Verfasser nach den Grundsätzen des bayrischen Geheimrates Dr. Georg Hager geschaffen hat und das zur Zeit großzügig erweitert wird, samt seinem — nach Dresdener Vorbild — eingerichteten Heimatwerk, sowie das von Hofrat Joseph Steinberger begründete vorbildliche steirische Volksbildungsheim St. Martin bei Graz (Abb. 6) als die Hauptpflegestätten für Vokstum und Heimat gelten. Im Volkskundemuseum — dem jüngsten Sproß des im Jahre 1811 vom Prinzen Johann gegründeten „Joanneum" — findet man eine Gesamtschau heimischen Volkslebens, und eben jetzt wird da an einer einzigartigen Trachtenhalle gearbeitet, die in fast 50 lebensgroßen, von Künstlerhand geschaffenen Figurinen, die ganze Entwicklung der steirischen Volkstracht von der Hallstattzeit (etwa 700 v. Zw.) bis zur Gegenwart darstellen wird, eine Frucht der fast zwanzigjährigen wissenschaftlichen Arbeit, die uns das „Steirische Trachtenbuch" gekostet hat. Das „Heimatwerk" ist eine Stelle der Fachberatung, der Vermittlung und des Verkaufes von allem, was mit heimischer Volkstracht und Volkskunst zusammenhängt. Es hat nicht nur die kleinen

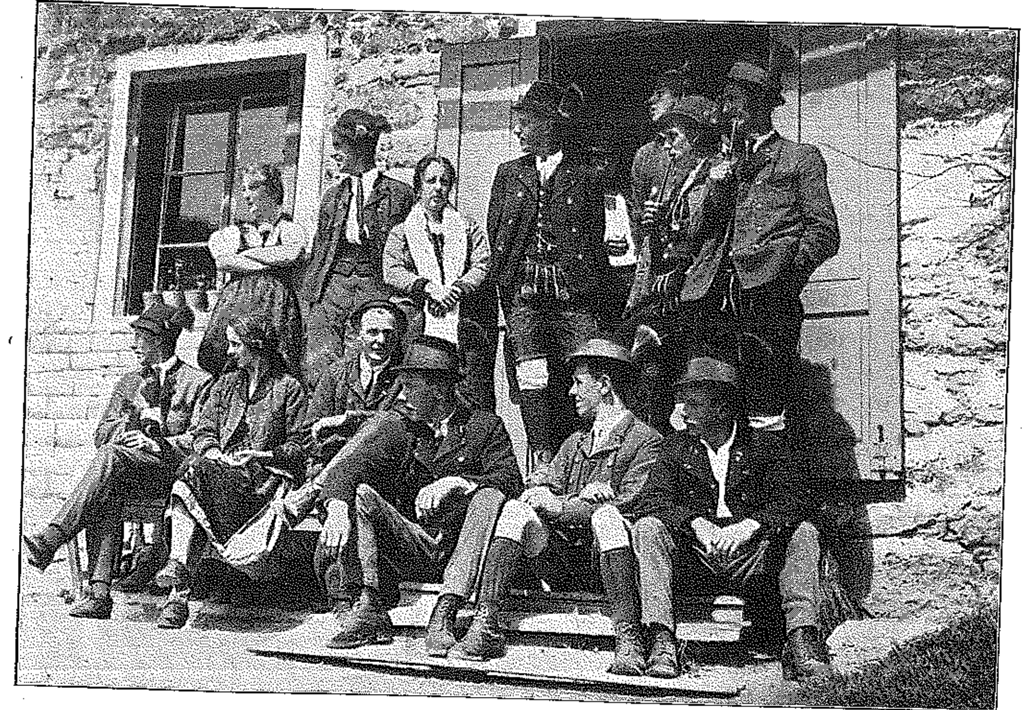


Abb. 4. Bäuerliche Gruppe am Sonntag beim „Badnerwirt" am Grundlsee im steierischen Salzkammergut
Aufn. von Fachlehrer Gielge in Aussee (1933)

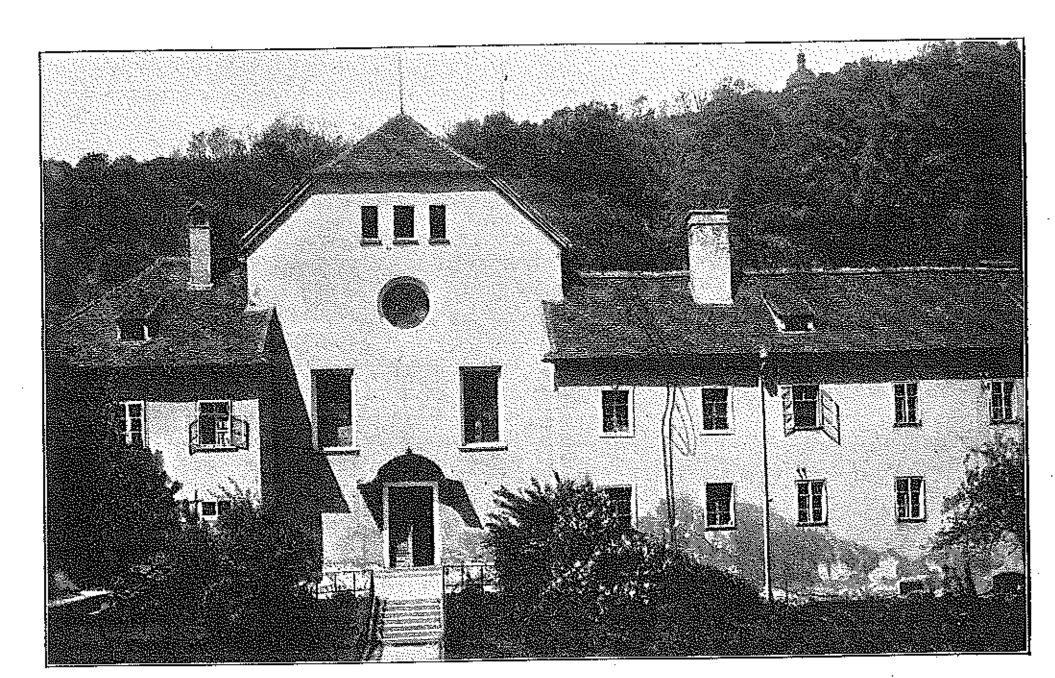


Abb. 5. Das steirische Volkskundemuseum in einem aufgelassenen Klostergebäude am Fuße des Grazer Schloßberges. Am dahinter liegenden Berghang ist ein Freilichtmuseum geplant
Steffenlichtbild, Graz

Heimarbeiter des ganzen Landes (Töpfer, Schnitzer, Stickerinnen, Näherinnen, Korbflechter, Lebzelter, Eisenschmiede usw.) mit besten Vorbildern aus dem Museum zu beliefern, sondern es vermittelt ihnen auch den Absatz ihrer Erzeugnisse und es versorgt auch die großen Stoffindustrien in Vorarlberg mit guten Mustern für echte zeitgemäße Trachtenstoffe und hat die jahrhundertealte Wiener Seidenweberei nach langem Schlafe neu belebt. Von hier ging in den letzten Jahren eine sehr erfolgreiche Pflege des Trachtenwesens aus.

Das bäuerliche Volksbildungsheim St. Martin sammelt Scharen von Landlehrern, Bauernjugend und Arbeitern zu bester bodenständiger Volksbildungsarbeit, die seit Jahren auch mit den reichsdeutschen Volksbildungsstätten z. B. in Schleswig-Holstein in Verbindung stand und vielfach nachgeahmt wurde.

Daß alle die genannten Einrichtungen nichts mit Kirchturmpolitik oder einseitiger und enger Heimatwehleidigkeit zu tun haben, dafür bürgt schon ihre innige persönliche und sachliche Verbindung mit dem alten Grenzlandschutzverein, mit dem „Deutschen Schulverein Südmark", mit der Lehrkanzel für deutsche Volkskunde an der Grazer Universität und mit der — Jugend. So wenig an diesen Stätten von jeher von Politik im engeren Sinne die Rede war, sosehr haben auch sie und gerade sie dazu beigetragen, die tiefsten Wurzeln im Mutterboden der Nation zu hüten und zu pflegen, die wertvollsten Quellgründe deutschen Wesens rein und unverfälscht zu bewahren.

Ihr stilles, aber ehrliches und tiefes Wirken galt immer und überall dem großen tausendjährigen deutschen Strom. Und wenn ich — unserer stillen Art gemäß — all das, was uns in diesen weltgeschichtlichen Tagen bewegt, all unser Glück, all unser Denken, all unser Hoffen, all unser treues Vorhaben in ein Wort zusammenfasse, so wissen wir, daß dieses Wort jedem, der uns kennt, alles sagt. Es heißt:

„Heimgefunden!"

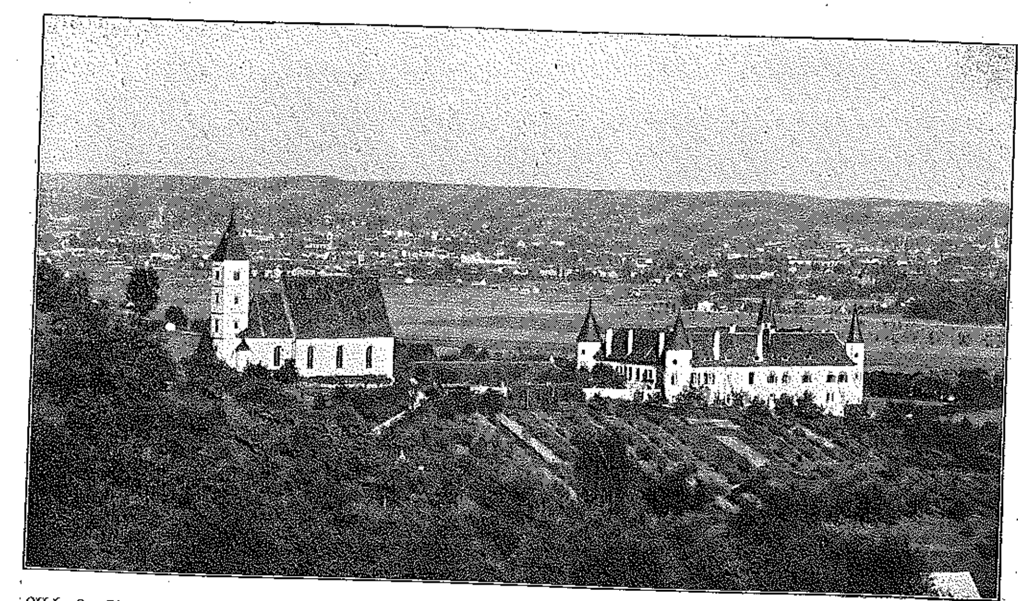


Abb. 6. Schloß und Kirche St. Martin; sw. von Graz, eine uralte Stätte der bairischen Aribonen, seit 1055 Probstei des Stiftes Admont, seit 1918 Volksbildungsheim des Landes Steiermark
Steffen Lichtbild

Zum Rauhnachts-Glauben und -Brauch in Steiermark

Von Otto Paul

Die Rauhnächte oder Zwölften sind die zwölf Nächte vom 25. Dezember bis zum 6. Januar. Diese Zeit ist, kalendertechnisch gesehen, eine Einschaltung und diente wohl einstmals dazu, die Unstimmigkeiten zwischen der Sonnenrechnung und der Mondrechnung auszugleichen. Damit steht aber in Verbindung, daß sie mythologisch von ganz bedeutender Wichtigkeit ist. Es kann das hier nur kurz gestreift werden, aber das Wenige, worauf ich mich beschränke, wird genügen, um die folgenden Hinweise im rechten Zusammenhange erkennen zu lassen. Schon der Umstand ist bemerkenswert, daß das Geburtsfest des Mysteriengottes Christus auf den 25. Dezember, also den Anfang der Rauhnächte, gelegt wurde. Der „Erlöser" wurde damit in den Kreislauf des Naturgeschehens hineingestellt und sozusagen zum Sonnenhelden gestempelt. Das Ende der Zwölften bekam schon in der Heimat des Christenglaubens eine Beziehung zum „Gottessohn". Die Epiphanie, seine Erscheinung wurde auf den 6. Januar festgesetzt. Dieses Fest, das für die abendländische Kirche seine Bedeutung fast ganz verloren hat, aber im Osten als Tauftag, Tag der Wasserweihe, gilt, hängt offensichtlich mit iranischen Vorstellungen zusammen und gehört daher in gewisser Beziehung in den arischen Kulturkreis, wie überhaupt der Glaube an die Wunder der zwölf Nächte uraltes indogermanisches Gut bedeutet. Es ist ja auch kein Zufall, daß der gleiche Tag nach den drei „Weisen aus dem Morgenlande" benannt wird, die nach der ursprünglichen Legende, wie sie das Evangelium darbietet, Magier, also iranische Priester waren. Erst spätere Dichtung hat sie auf Grund einer alttestamentlichen Stelle zu Königen gemacht.

So viel ist festzuhalten, daß die Rauhnächte von altersher als eine Zeit des Wunderbaren gelten. Und das ist ganz natürlich. Das übrige Jahr war dem alltäglichen Leben geweiht. Man fühlte sich sicher im Hergebrachten. Die eingeschalteten Tage und Nächte

waren eine Zwischenzeit, in der Kräfte lebendig wurden, die sonst verborgen blieben. Alle Gründe dafür aufzusuchen, ist hier nicht der Ort, aber das ist sicher, daß wir in dem Rauhnachtsglauben einen Punkt erfassen, von dem Fäden ausgehen, an denen wir uns zu den wichtigsten mythologischen Anschauungen unserer ältesten Vorfahren, den Indogermanen, zurücktasten können. Ein wesentlicher Vorteil ist dabei, daß dieser Glaube noch heute im deutschen Volke lebt und an vielen Orten im Brauchtum ursprüngliche Züge aufweist, die vor allem als *nicht* durch das Christentum überdeckt erscheinen.

Gerade die Sagen und Bräuche um den Glauben an die Wunder der zwölf Nächte sind nun hervorragend geeignet zu beweisen, daß das Volkstum Österreichs einen festen Zusammenhang mit dem der übrigen deutschen Länder hat. Manches hierhergehörige wertvolle Volksgut mag in den letzten Jahren aus den Gemütern verschwunden sein, manches mag noch leben, ohne daß wir Kenntnis davon haben, aber jedesmal, wenn uns eine Sagensammlung aus den Landen der Enns, aus Kärnten, Steiermark usw. beschert wird, mutet sie uns unendlich vertraut an, und es ist, falls es überhaupt vorkommt, nur Zufall, wenn die Rauhnächte darin nicht erwähnt sind.

Die „Hochalmsagen" von Robert Baravalle (Graz 1936) stellen einige Erzählungen und Bräuche aus der Gegend um Seckau, der Nachbarschaft des Aichfeldes, des alten Undrimagaues zusammen. Wie zu erwarten, erscheinen darin auch die zwölf Nächte. Dabei wird folgender Brauch erzählt: In den Rauhnächten würden in allen Tennen von den Bauern die Besen und Schaufeln kreuzweise aufgestellt, damit der Teufel während der Feiertage nicht dreschen kann. Eine weitere Angabe über die Zwölften findet sich unter der Überschrift „Die Frau Perchtl": „Beim Diestl in Neuhofen, aber auch in anderen Bauernhäusern, hat in früheren Zeiten die Bäuerin an bestimmten Tagen zwischen Weihnachten und Drei König am Abend immer eine Schüssel mit süßer Milch und weißem Brot auf den großen Tisch in der Küche bereitgestellt. Das war das Mahl für die Perchtl und die von ihr angeführte Kinderschar. Wenn die Speisen am nächsten Morgen verschwunden waren, dann hatte das Haus das ganze Jahr Glück. Dieser Brauch ist um das Jahr 1830 abgekommen."

Beide Angaben wurden unmittelbar aus dem Volksmunde aufgenommen. Die erste zeigt entschieden christliches Gepräge und lehrt uns nicht viel mehr, als daß die Rauhnächte überhaupt noch eine Rolle spielen. Um so wertvoller ist die zweite, da sie die Perchta, auch Berchta, Berta genannt, einführt. Von den Begleitumständen sind alle wichtig: die Mahlzeit aus Milch und *weißem* Brot, die angeführte Kinderschar und der glückbringende Besuch. Vor allem ist aber bemerkenswert, daß die Perchtl in den Zwölften kommt. Nicht überall führt sie Kinder. Oft besteht ihr Gefolge aus irgendwelchen Geistwesen, und sie ist somit das weibliche Gegenstück zum wilden Jäger, in dem sich Gott Wodan verbirgt. Der Glaube, der sie zur Kinderführerin macht, mag sich besonders dadurch festgesetzt haben, daß man an die Seelen der beim Bethlehemitischen Mord gebliebene Kinder dachte. Am 28. Dezember ist das Fest der „unschuldigen Kindlein". Doch wird die neutestamentliche Erzählung nicht der einzige Ursprung dieses Sagenzuges sein. Es ist daran zu erinnern, daß auch in dieser Beziehung ein männliches Gegenstück zur Perchta besteht, und zwar im Rattenfänger von Hameln.

Um die volle Bedeutung des Brauchtums, das erst vor nicht viel mehr als hundert Jahren eingeschlafen ist, und als Erinnerung noch im Volksbewußtsein lebt, zu erfassen, muß ich weitergreifen: Die Perchtl ist wesensgleich mit Frau Holle. Dieser Name erscheint in den mitteldeutschen Quellen, in Thüringen und Hessen, während der erste auf Oberdeutschland beschränkt ist. Wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir auch die beiden Benennungen als gleichwertig ansehen. Berchta, Perchtl usw. gehört zum Zeitwort bergan = bergen, verbergen; Holle, Holda usw. zu helan = hehlen, verhehlen. Das -ta (-da) legt für beide Namen Deutung als Mittelwort der Vergangenheit nahe. Sowohl

Berchta wie auch Holda ist die Verborgene, Verhohlene. Erst spätere Erklärung hat die beiden Gestalten voneinander getrennt, indem sie Berchta zu perht = glänzend stellte und Holda zu hold.

Und nun wird uns das Grimmsche Märchen von Frau Holle weiter den Weg zeigen. Wir erinnern uns, daß in dieser Geschichte die Mädchen in einen Brunnen hinabspringen. Sie finden aber am Grunde eine schöne, grüne Wiese und allerlei Dinge, die anders sind als im irdischen Leben: Das Brot bäckt sich selbst, die Äpfel rufen, daß man sie schüttle. Es ist eine fremde Welt. Wir dürfen dabei nicht so ohne weiteres an das Totenreich denken. Es liegt hier ein Grundbegriff der indogermanischen Mythologie vor, der uns noch nicht völlig klar ist. Mit einem Behelfswort bezeichnet man ihn als „die Außenwelt". Verwandt damit ist die häufig in den Quellen erscheinende Vorstellung von den Inseln der Seligen, ferner das Reich des Yama im Indoarischen, der mit dem iranischen Yima, dem Herrscher mit dem dreifachen Glanz, gleichzusetzen ist. Frau Holle oder die Perchtl, was ja dasselbe ist, ist Herrin in der Außenwelt. Sie ist die dem gewöhnlichen Dasein verborgene.

Nun aber ragt jene Fremdwelt in unser Leben hinein. Einmal durch die Schneeflocken, die Bettfedern der Frau Holle, wie das Märchen es so schön ausdrückt. Hierbei ist zu erinnern, daß Herodot bei der Beschreibung der nördlichen Völkerschaften den Schnee als Federn bezeichnet, die die Luft erfüllen. Dann aber auch durch den Besuch der Perchtl in der Menschenwelt.

Jetzt wird uns klar, warum dieser Besuch in den Zwölften stattfindet. Es ist, wie oben gesagt, die Zwischenzeit, in der die Sonne noch nicht die volle Macht hat zu herrschen. Da hat die Geisterwelt Zutritt zu uns, da stehen auch wir nach dem Volksglauben in Verbindung mit der „Außenwelt". Deshalb war einst die Zeit zwischen dem Weihnachtsabend und Dreikönig eine Zeit der Ruhe. Am Hofe der nordischen Könige blieben die Waffen still und der Sagamann trat auf, um seine Geschichten zu erzählen. Noch heute heißt es in einigen Gegenden, man dürfe dann keine große Wäsche halten, sonst bekleide man im kommenden Jahre einen Toten.

Daß die Außenwelt oft mit dem Totenland vereinigt wird, ist natürlich, aber ob die dahin gerichtete Auffassung die ursprüngliche ist, ist noch sehr die Frage. In unserer Saga aus Steiermark heißt es, die Perchtl bringe Glück, wenn sie richtig bewirtet werde. Das ist ein hervorstechender Zug in den Sagen von der Außenwelt. Das Sonntagskind, oder wer es sonst versteht, kann aus ihr Erfolg für sein ganzes Leben herausholen.

In diesem Aufsatz konnte ich naturgemäß nur die Hauptpunkte des Rauhnachtglaubens und der Auffassung von der „Außenwelt" berühren. Der Stoff ist unerschöpflich. Aber ich hoffe, daß ich die hervorragende Wichtigkeit dieses Gebietes unserer Mythologie damit deutlich gemacht habe. Gerade unser neu wiedergewonnener Gau Ostmark mag in seiner mündlichen Überlieferung noch mehr alte Züge unserer Sage liefern können; denn ursprüngliche Kolonisationsländer haben das Volksgut meist sicherer bewahrt als das Mutterland. So kann er auch in dieser Beziehung seinen Teil beitragen zur Erkenntnis deutschen Wesens.

Alles ist in Grün gekleidet,
Alles strahlt in jungem Licht,
Anger, wo die Herde weidet,
Hügel, wo man Trauben bricht.

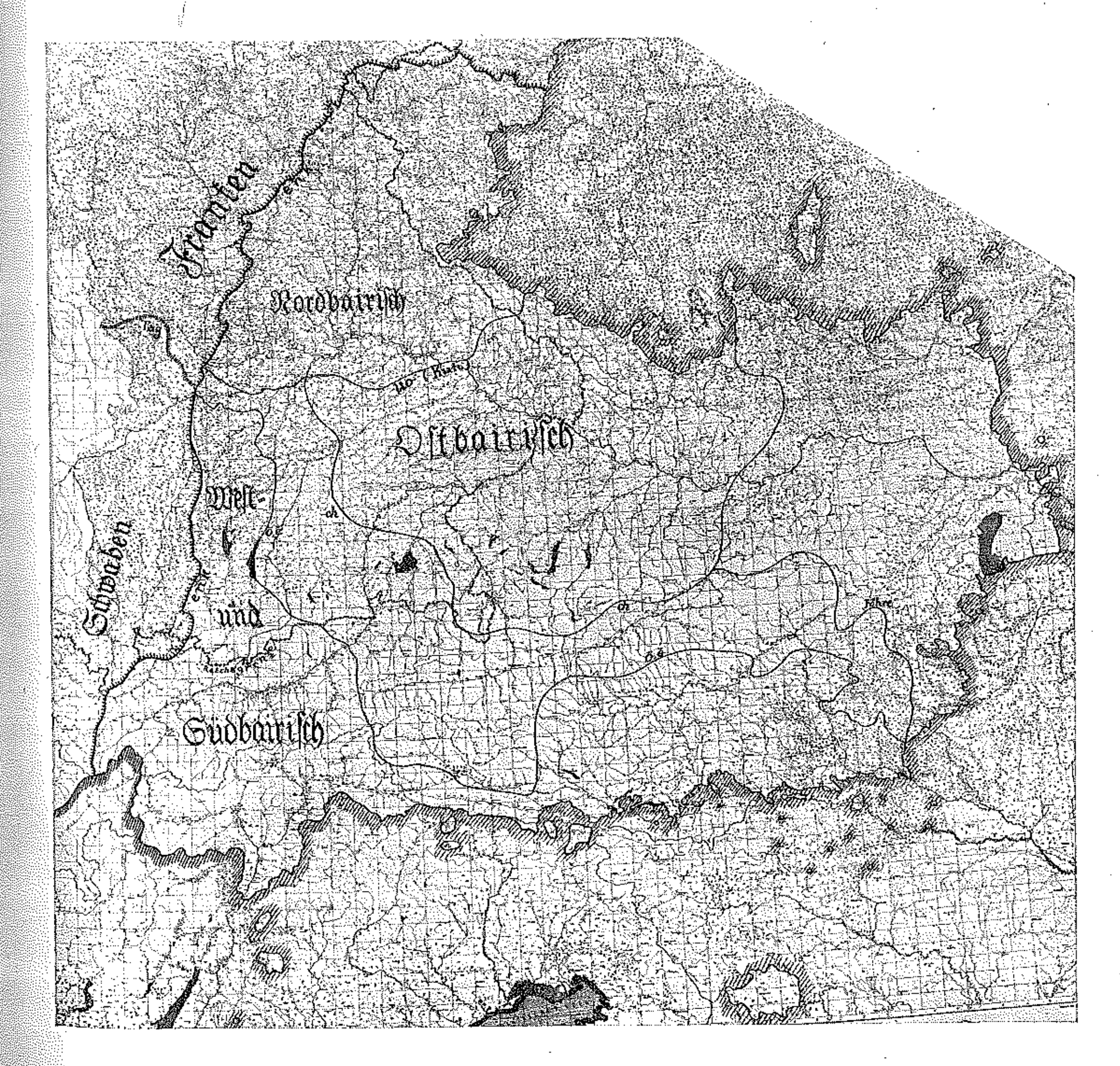
Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum:
Was die hohen Väter waren
Heißet nimmermehr ein Traum!

Max von Schenkendorf 1814

Die Bairisch-Österreichische Mundart – ein Spiegel des Volkstums

Von Bruno Schweizer

Die geschichtliche Kernlandschaft des großen bairischen Stammes und Kolonisationsbereiches wird als „Altbayern" bezeichnet und umfaßt etwa die Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern und den südlichen Teil der Oberpfalz. Auffallenderweise steht die volkskundliche und besonders die mundartgeographische Gliederung in merklichem Gegensatz zu diesem geschichtlichen Grundstock. Obwohl gerade dieses Altbayern unter den Wittelsbachern zentralistischer als die meisten andern deutschen Landschaften verwaltet wurde, finden wir selbst heute noch ausgeprägte Grenzlinien, die weder durch



Einteilungskarte der bairischen Mundarten

geschichtliche oder verwaltungsmäßige Voraussetzungen noch durch naturgegebene Verkehrshindernisse bestimmt, dieses Altbayern in eine Reihe volkstumsgeographischer Gebiete zerlegen. Und obwohl das österreichische Bruderland doch rund 800 Jahre lang von der bayrischen und deutschen Entwicklung in vielen Beziehungen abgeschnitten war, laufen die meisten Grenzlinien fast ungebrochen über die Landesgrenzen, auch dort, wo diese durch Flußläufe und hohe Berge gebildet werden. Kein anderer Umstand kennzeichnet wohl mit solch wissenschaftlicher Gewißheit die Zusammengehörigkeit und gemeinsame einheitliche Herkunft der Bayern und der Österreicher wie dieser. Vor allem erweisen sich diese Grenzlinien damit selbst als sehr alt.

Wir sind also wohl berechtigt, auch für die merkwürdige, ausgeprägte Untergliederung der geschichtlichen Kernlandschaft Altbayern einen mittelalterlichen Zeitpunkt anzusetzen, und m. E. spricht nichts dagegen, die bajuwarische Stammessage von der Landnahme durch fünf Uradelsgeschlechter Huosi, Drozza, Hahilinga, Fagana und Aniona damit irgendwie in Zusammenhang zu bringen. Wir wissen bis jetzt noch nichts Genaues über die landschaftlichen Grenzen der fünf Urgaue, die man den fünf Urgeschlechtern und den von diesen geführten fünf Urstämmen des bajuwarischen Volksverbandes zuzuweisen hat. Nur soviel steht fest, daß bald nach 500 der Lech die westliche Grenze der bajuwarischen Siedlung bildete, wenn man gleichwohl einzuräumen hat, daß die Siedlung der Schwaben schon hundert Jahre früher den Lech erreichte und ihn auch überschritt. Ferner können wir sagen, daß die Enns schon als Ostgrenze gegen die Awaren bekannt ist, und daß ursprünglich das Hochgebirge im Süden und im Norden das Waldland nördlich der Donau den nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft der Siedlung zugänglich gewordenen Raum begrenzten. Es liegt nahe, daß die Landnahme auf Einladung des gegen die Alemannen siegreichen Frankenkönigs Chlodwig erfolgte, ein diplomatischer Schachzug ersten Ranges, der den bairischen Stamm allmählich in fränkische Abhängigkeit zwang. Die eigentümliche Überlagerung einer alemannischen Schicht durch bairische Merkmale östlich des Lech im sogenannten Huosigau (Mittelpunkt ist der Ammersee) ist ebenfalls auf Rechnung des bajuwarisch-fränkischen Abkommens zu setzen. Dies sind Zeugnisse, die bis heute in der lebendigen Volkssprache zu uns reden und deren Wert weit über das Sprachkundliche hinausgeht. Kulturgeschichtliche und volkstumsgeschichtliche Tatsachen spiegeln sich offenkundig in den Grenzverläufen und kartlich festlegbaren Verhältnissen aller volkskundlichen und mundartlichen Verbreitungen.

Daß die Sprache der einwandernden fünf Urstämme schon anfänglich nicht ganz einheitlich war, ist voraussetzbar und wird auch durch die Abweichungen der an verschiedenen Punkten des Stammesgebietes aufgezeichneten ältesten sprachlichen Urkunden bestätigt. Der Vergleich zwischen Wessobrunn, Freising, Regensburg, Salzburg, Mondsee läßt die Konstruktion einer althochdeutschen Einheitssprache nur mit großen Einräumungen zu. Und dabei ist es überhaupt schwer, aus jenen ältesten Niederschriften der Volkssprache unvoreingenommene Schlüsse auf die tatsächlichen Lautunterschiede zu ziehen. Denn die Unbeholfenheit der Schreiber, der Einfluß des Lateinischen und die Schwierigkeit, Laute und Lautverbindungen zu schreiben, die mit denen des Lateinischen keine große Verwandtschaft hatten, führten notwendig zu Schreibversuchen, die große Ähnlichkeit mit der Rechtschreibung aufweisen, die oft Leute aus dem Volke oder Kinder bei der Schreibung mundartlicher Ausdrücke verwenden.

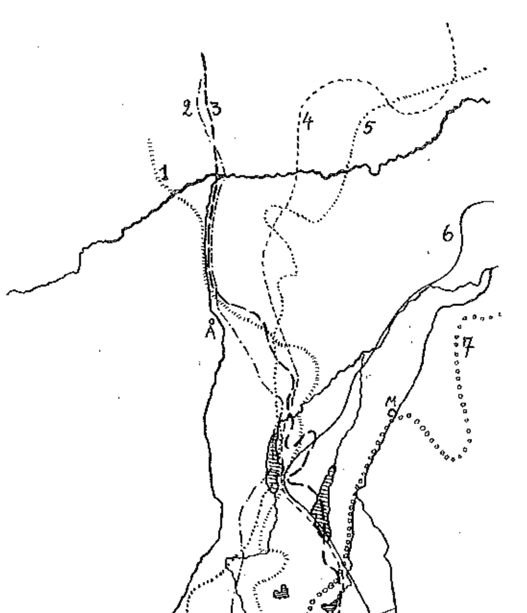
Wenn wir zu diesen ursprünglichen Verschiedenheiten der fünf Urstämme noch die Einflüsse der Nachbarn, der Schwaben, Franken und Walchen und der slawischen und hunnischen Ostvölker hinzurechnen, mit denen die Baiern gerade durch ihr, im 9. Jahrhundert einsetzendes Südost-Kolonisationswerk ständig in Berührung kamen, dann wundert uns der heutige Zustand der Mundart nicht mehr, wir würden eher noch größere Unterschiede und Abweichungen erwarten.

Und wirklich, es ist auffallend, daß das Bairische[1] trotz seiner starken landschaftlichen Verschiedenheiten zahlreiche hervorstechende Gemeinsamkeiten allen übrigen deutschen Stämmen gegenüberzustellen hat und daß es dadurch dem Nichtbaiern noch viel eindrucksvoller als Eigenart zum Bewußtsein kommt, als etwa das Schäbische.

Wenn wir einen Überblick über die gesamten Spracherscheinungen des Deutschen in der lebenden Mundart haben wollen, so greifen wir zum Deutschen Sprachatlas (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung Marburg/Lahn), einem Werke, das 1876 von Prof. Georg Wenker in der Rheinprovinz begonnen und in bestimmten Stufen schließlich mit über 50 000 Belegorten über das ganze deutsche Sprachgebiet ausgedehnt wurde, so daß die seit 1926 erscheinenden, mit unendlicher Mühe gezeichneten Karten ein Bild der gesamtdeutschen Sprachverhältnisse vermitteln. Aus diesen Karten hebt sich das bairische Stammesgebiet fast immer deutlich heraus.

Bei Verwendung dieser Karten des Deutschen Sprachatlas darf man bei aller Hochachtung, die man vor diesem Wer'e haben muß, niemals vergessen, daß es auf Grund brieflich versandter Fragebogen entstanden ist und somit ähnlich wie die alten Texte mit den Buchstaben der hochdeutschen Schriftsprache die lautlichen Schwierigkeiten zu meistern sucht und deshalb manchmal mehr die Psyche des Schreibers als die Wirklichkeit widerspiegelt. Aus diesem Grunde kann auf die unmittelbare Befragung des Volkes und die lautrichtige Aufzeichnung des Mitgeteilten durch „Lautschrift" nicht verzichtet werden[2].

Auf Grund einer Zusammenschau der ganzen stammbairischen Sprachverhältnisse wähle ich nun von den zahllosen möglichen Grenzlinien die wesentlichsten aus, die erstens als Grundlage für eine Abgrenzung des stammbairischen Landes gegen die westlichen Nach-



Teilbild vom Aufbau der Westgrenze. Das eigentliche Lech-Grenzbündel, dem auch die enk-Linie folgt, wurde der Übersichtlichkeit halber fortgelassen

[1] Wenn wir „bairisch" mit „ai" schreiben, meinen wir den ganzen Stammesbereich einschließlich Österreich und einschließlich der unter tschechischer, südslawischer und italienischer Staatshoheit befindlichen Grenzsäume; mit „ay" aber meinen wir das Gebiet des ehemaligen Königreichs Bayern.

[2] Ich habe in langjähriger Arbeit diese mundartliche Aufnahme für „Altbayern" und einen großen Teil seiner Nachbargebiete Tirol, Oberösterreich, Südböhmen usw. durchgeführt und beabsichtige, demnächst die längst angekündigte erste Lieferung meines „Dialektatlasses für Altbayern und Nachbargebiete" herauszubringen, der ein wichtiges Zeugnis für die enge Volkstumsverbundenheit des neuen Reichsgliedes Österreich mit den anstoßenden Reichsteilen darstellt.

barstämme Schwaben und Franken und zweitens für eine organische Untergliederung der verwirrenden Mannigfaltigkeit der mundartlichen Abschattungen dienen können.

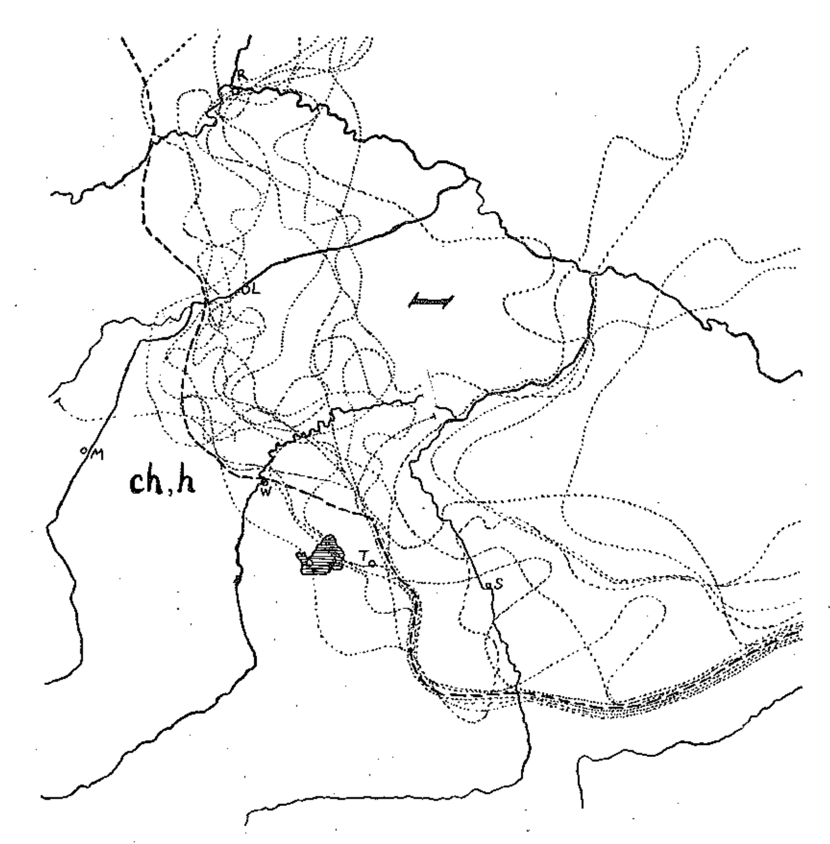
Die westliche Stammesgrenze wird besonders deutlich durch die sogenannte „Enk"-Linie gezeichnet. Diese Linie ist die westliche Verbreitungsbegrenzung der auf den urgermanischen Dual jut = „ihr beide" und inkw = „euch beide" zurückführbaren bairischen Pronominalformen „ös" und „enk", die heute allerdings keine Zweibedeutung mehr haben, sondern genau so wie die parallelen Formen im Altnordischen heute die herrschende Pluralform geworden sind. Mit dieser Hauptlinie laufen viele andere, von denen hier nur zwei, ebenfalls kulturgeschichtlich nicht unerhebliche, herausgegriffen seien, die Verbreitungsgrenzen für die bairischen Bezeichnungen der Wochentage Dienstag und Donnerstag, nämlich Er(ch)tag und Pfinztag. Beide Namen werden auf griechisch-gotischen Ursprung zurückgeführt und sind dem Bairischen wohl durch frühe christliche Missionierung einverleibt worden, indem ältere Götternamen (Ziu und Donar) verdrängt wurden. Solche Verdrängungen kennen wir auch anderswo; so heißt fast im ganzen Bistum Augsburg der Dienstag „Nachmontag" (Aftermontag) — eine sofort als papierene Erfindung zu durchschauende Benennung, und auch im fernen Island wurde bald nach der Christianisierung wie bei uns der Wodanstag in „Mittwochs-tag" und der Donars-tag in „Fünfter-tag" umbenannt.

Wie man auf dem beigegebenen Übersichtskärtchen sieht, das von einer im Maßstab 1:500 000 gezeichneten Karte auf 1:4 000 000 verkleinert wurde, und auf dem daher viele Feinheiten verschwinden müssen, wird durch die Enk-Linie der bairische Stamm gleich einem großen naturgewachsenen Eckquader an der Südostecke des deutschen Volkskörpers abgegrenzt. Vom Arlberg zieht sich diese Linie den Lech entlang abwärts und streicht von der Lechmündung ungefähr nordöstlich bis Asch im Egerland, um im weiteren rein östlichen Verlauf die Sprachgrenze zu erreichen.

Von dem großen, etwas unregelmäßigen bairischen Quader schneiden wir zunächst mit kühnem Schnitt das Nordbairische ab. Maßgebend ist uns dafür das Wort Kuh, das im Nordbairischen mit „gestürztem" Zwielaut „Kou" gesprochen wird, im Gegensatz zum sonst üblichen „Kua" (auch „Kue, Kui" und ähnliches). Die „Kuh-Linie ist eine der südlichsten von zahlreichen Schwesterlinien für Worte wie Bruder, Mutter, Schuh, gut, ferner, Licht, Vieh, Bier. All diese Linien staffeln sich von Süd nach Nord im Zuge des Nabbeckens, woran man deutlich das Vordringen der südlicheren Formen unter dem Einfluß einer vom kulturell bedeutenderen Oberbayern-Niederbayern ausgehenden „Kulturströmung" sehen kann.

Nach der Abspaltung des Nordbairischen finden wir im Westen und im Süden des verbleibenden Gebietes Eigentümlichkeiten, die fast überall stark trennend empfunden werden und deshalb für die weitere Einteilung geeignet erscheinen. Es ist der Zwielaut „oa" (oder „ua") für langes o (mhd. ô) in Wörtern wie rot, tot, groß, Floh, bloß. Mit geringfügigen Abweichungen folgt auch die Zwielautung des langen e (mhd. ê) dieser recht scharf entwickelten Grenze in Wörtern wie Schnee, Reh, Seele. Ungefähr im Bereich dieses Südwestgürtels treten auch andere recht merkwürdige Altertümlichkeiten auf, seltene Worte, die Erhaltung von sonst verlorenen Endungen und die rauh klingende kch-Lautung in Worten wie Knecht, Kind, Acker, Speck, die hauptsächlich das Tirolische kennzeichnet. Auch die berühmten Sprachinseln der Zimbern in den 7 und 13 Gemeinden schließen sich hier an.

Nun folgt die letzte und wichtigste Teilungslinie, die den Entwicklungskern (nicht historisch, aber volkstums- und kulturkundlich) der bairischen Gesamtheit umreißt, ein rundliches Gebiet — mitten von der nunmehr verschwindenden bayrischen Landesgrenze durchschnitten —, in welchem auf der Beikarte „Ostbairisch" eingetragen steht. Der Mittelpunkt ist etwa Passau.



Das Grenzlinienbündel des Ostbairischen zerfließt im Niederbairischen

Schon der fast parallele Verlauf dieser Umgrenzung zur süd- und westbairischen Abgrenzungslinie beweist uns, wie ruhig und stetig die Sprachentwicklung sich im bairischen Sprachraum vollzog. Und dieser Linienverlauf ist ein fast untrügliches Meßinstrument für die Kulturströmungen.

Die Linie umgrenzt eine konsonantische Erscheinung, den Schwund des sonst herrschenden h- oder ch-Lautes im Auslaut von Worten wie zäh, Vieh, Dach, Bach, Loch usw. Jedes dieser Worte weist für den Verlust des ch einen anderen Grenzverlauf auf, so mußte ich mich hier auf eine annähernde Linie einigen, die im Westen bis zum Ennstal dem Worte „Floh" folgt und dann ein Mittel zwischen mehreren Kurven darstellt. Jedenfalls ist ein deutliches Abbiegen im Zuge des unteren Ennstales fast bei allen Wörtern dieser Art zu finden, nur das Wort „Föhre" biegt mit seinem ch nach Südost ab und umfaßt damit die mannigfachen, wohl meist älteren Schwundspuren in Niederösterreich. Diese Linie vollendet den parallelen Zug zur westsüdbairischen Grenze und wurde deshalb mit in das Kärtchen aufgenommen.

Das Ostbairische ist der charakteristischste Kernbestand des Bairischen. Ungefähr im Bereich des eingezeichneten Gebietes finden wir anlautende hr als verallgemeinerten Rest dieser germanischen Lautgruppe, wir finden die Endung -nt in der dritten Person Mehrzahl der Zeitwörter, hier zeigen sich die seltsamen urtümlichen Zwielaute eo, eu, iu und die oberösterreichischen Füllvokale in Worten wie Berig = Berg, Korib = Korb, Frigai = Geörglein.

Den Westen des ostbairischen Kreises, der durch die bayrische Landesgrenze abgetrennt wird, und ebenso den ihn vom Westsüdbairischen trennenden Gürtel kennzeichnen inselhafte Vorkommen von seltenen Wörtern und Formenresten, von eigenwüchsigen Umbildungen und Ersatzworten. Dort erscheint das „Nachgejaide" als landschaftliche Entsprechung für Wodans Heer, hier finden wir „Wagense" für Pflugschar, „Kikki" für Sauerteig (mhd. quicken = lebendig machen). Hier ist die Wiege der bairischen l-Vokalisierung zu i, die im ganzen deutschen Sprachgebiet keine Entsprechung hat (Mehl wird „Möi", Maul wird „Mai" und ähnliches mehr). Es ist hier nicht möglich, mehr Einzelheiten zu bringen, sie gehen in die Tausende und können nicht aus ihren Zusammenhängen gerissen werden.

Durch ein paar beigefügte Skizzen möchte ich, ohne den Leser mit rein sprachkundlichen Einzelheiten belasten zu wollen, vor allem ein Bild von der Buntheit und vom organischen Aufbau der Grenzbündel geben. Diese Grenzbündel sind der räumliche Niederschlag der sogenannten Sprachgesetze und der eindrucksvollste Beweis für die Wirksamkeit der Mundart als Spiegel des Aufbaus von Volkstum und Volkskultur.

Auf Skizze 1 ersieht man das Grenzbündel von fünfzehn dem ch-Schwund unterworfenen Wörtern, von denen eines „Floh" (------) als Kennwort gewählt wurde. Auf Skizze 2 biete ich einen Teil vom Aufbau der reichgegliederten Westgrenze des Bairischen am Lech. Man beachte, wie sich am Unterlauf des Lech die Grenzlinien zu einem Strang vereinigen und wie sich am Ammersee und Würmsee als an verkehrsbehinderten Stellen Grenzknoten ausbilden.

Eine Wissenschaft der bairischen Dialektforschung gibt es erst seit rund hundert Jahren, seitdem Johann Andreas Schmeller seine „Mundarten Bayerns" herausgab und bald darauf sein gewaltiges Lebenswerk „Das Bayrische Wörterbuch" vollendete, wozu er fast den gesamten Stoff selbst zusammentrug. Erst 1912 empfand man das Bedürfnis, das Schmellersche Werk auf neuer, erweiterter Grundlage auszubauen, und deshalb gründete damals die Bayrische Akademie der Wissenschaften zusammen mit der Wiener Akademie die „Bayrisch-Österreichische Wörterbuchkommission", die in der Zeit ihres Bestehens nunmehr riesige Mengen von Sammlerzetteln angehäuft hat, die zu einem neuen Bairischen Wörterbuch vereinigt werden sollen.

Erklärung

Nach einer eingehenden Aussprache mit dem hierzu vom Reichsführer-SS beauftragten Präsidenten des „Ahnenerbes", SS-Sturmbannführer Prof. Dr. Walther Wüst, ist mir klar geworden, daß die Auswirkungen meines in Heft 6, 7, 8, 9 der „Nordischen Stimmen" geführten Streites mit der Zeitschrift „Germanien", deren enge Verbundenheit mit der Schutzstaffel ihrerseits mir nicht genügend bewußt war, in der Öffentlichkeit einen falschen Eindruck über meine Einstellung hervorrufen mußten. Es hat mir völlig fern gelegen, einen derartigen Eindruck zu erzielen, insbesondere etwa gar die Schutzstaffel oder den Reichsführer-SS beleidigend anzugreifen und die Arbeit des „Ahnenerbes" herabzusetzen. Sollten meine Äußerungen dennoch in diesem Sinne von dem einen oder anderen empfunden werden, so erkläre ich das als Mißverständnis und bedauere, dazu Veranlassung gegeben zu haben.

In Erkenntnis dieses Sachverhaltes bin ich heute von der Schriftleitung der „Nordischen Stimmen" zurückgetreten.

Ich bin damit einverstanden, daß diese Erklärung gleichzeitig im nächsten Heft der beiden Zeitschriften „Germanien" und „Nordische Stimmen" veröffentlicht wird.

Berlin, den 1. 4. 1938 (gez.) Bernhard Kummer.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet.
Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien
Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens
1938 Mai Heft 5

Maibaum, Dorflinde, Weihnachtsbaum

Von Friedrich Mößinger

Wenn heute allüberall in deutschen Landen am Tag der Arbeit die Maibäume hochaufgerichtet stehen, geschmückt mit Grün und Blumen, mit flatternden Bändern und mit den Zeichen des Dritten Reiches, dann sehen wir freudig bewegt in ihnen Sinnbilder der schönen Jahreszeit und damit des Glückes und des Segens. Viele aber ahnen, daß über dieses allgemeine Gefühl hinaus im Maibaum ein tieferer Sinn steckt, der als Erbgut unserer Ahnen in uns irgendwie auch heute noch lebendig werden kann. Zur Erkenntnis dieses alten Sinnes müssen wir freilich etwas mühsam in die Vergangenheit hinabsteigen.

Zu dem auch heute noch selbstverständlichen Schmuck des Maibaums gehört der waagerecht hängende Kranz, zumeist unter den wenigen Ästen eines Fichten- oder Tannenwipfels befestigt. In abgelegenen Gegenden und in älterer Zeit fehlen manchmal die herabflatternden Bänder, und es hängen mehrere Kränze verschiedener Größe übereinander. Dabei ist die Dreizahl dieser Kränze die Regel. Wenn wir nun von dem Fahnenschmuck und den sonstigen Verzierungen absehen, dann bleibt für Bayern wie für Tirol und England der gleiche Eindruck, der sich dort, wo dieser Schmuck nur dürftig ist, deutlich verdichtet zur Darstellung eines oben spitzen, unten breiter werdenden Baumes (Abb. 1). Ein solcher Baum könnte der schon 1224 von Cäsarius von Heisterbach genannte Aachener Maibaum gewesen sein, denn auch er ist mit Kränzen und Bändern geziert. Eigentümlich ähnlich sind diesen Maibäumen oberbadische Osterpalmen (Abb. 3). Auch hier finden wir hier und da drei nach oben kleiner werdende Kränze, bisweilen ohne die sonst üblichen Bänder; häufiger allerdings ist nur ein einziger Kranz. Nicht anders war das Amorbacher „Faschel-Rädle", das früher an Fasnacht von den Burschen herumgetragen wurde. Drei waagerecht übereinander angebrachte Rädchen in verschiedener Größe waren geschmückt mit bunten Bändern und Tüchern und mit allerlei Äpfeln und Guts, Würsten und Brezeln, Flachs und Tabak (Deutsche Gaue 1913, 115). Wenn nun heute bei unseren Maibäumen ein Kranz die Regel ist, so findet dies seine